Nr. 259 — Jahrgang 14 Einzelnummer 0,20 Zl. Sonntag, den 10. November 1929

Volkswille

Anzeigenpreis: 1/64 Seite 3.75, 1/32 Seite 7.50, 1/16 Seite 15,—, 1/8 Seite 30.—, 1/4 Seite 60.—, 1/2 Seite 120.— 1 ganze Seite 240 — Zloty. Familienanzeigen und Stellengesuche 20% Rabatt. Anzeigen unter Text, die 3 gespalten mm Zeile 0.60 Zl. von außerhalb 0.80 Zl. Bei Wiederholungen Rabatt.

Organ der Deutschen Sozialistischen Arbeitspartei Polens

Abonnement: Vierzehntägig vom 1. bis 15. 11. cr. 1.65 Zl., durch die Post bezogen monatlich 4,00 Zl. Zu beziehen durch die Hauptgeschäftsstelle Kattowitz, Beatestraße 29, durch die Filiale Königshütte, Kronprinzenstraße 6, sowie durch die Kolporteure.

Redaktion und Geschäftsstelle: Kattowitz, Beatestraße 29 (ul. Kościuszki 29). Postscheckkonto P. K. O., Filiale Kattowitz, 300174. — Fernsprech-Anschlüsse: Geschäftsstelle Kattowitz: Nr. 2097; für die Redaktion: Nr. 2004

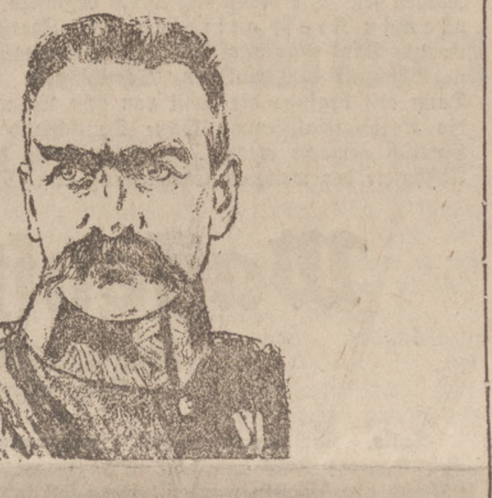
Marschall Pilsudskis Erinnerungen

Ein neuer Artikel des Marschalls — Seine revolutionäre Vergangenheit — Das Verhältnis zur P. P. S. — Die erste russische Revolution und der Kampf um die Unabhängigkeit

Warschau. Heute erschien in den Sanacjablättern ein Artikel Marschall **Pilsudskis** gegen ein Honorar, das für eine wohltätige Luxusveranstaltung verwendet werden soll. Im Gegensatz zu seinen früheren Artikeln, befaßt sich Marschall Pilsudski nicht mit der heutigen politischen Lage im Staate, sondern spricht von seiner politischen Vergangenheit, von seiner ersten revolutionären Betätigung als Leiter der P. P. S. Er beginnt seine Erinnnerungen mit dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges im Jahre 1904 und von der daraufhin angeordneten teilweisen Mobilisierung in dem ehemaligen Kongreß-Polen, die von der P. P. S. verhindert werden sollte.

Gleich nach dem Ausbruch des Krieges erschien Pilsudski in Siedlce, bei einem jungen Arzt, um dort eine Geheimdruckerei einzurichten, die Flugblätter gegen die Mobilmachung drucken sollte. Als er dort ankam, hat der Arzt bereits seinen Mobilmachungsbefehl in der Hand und mußte einrücken. Aus der Einrichtung der Druckerei in Siedlce ist nichts geworden und die Druckerei des „Robotnik", des Zentralorgans der P. P. S. befand sich damals in Riga. Pilsudski begab sich mit seinem Flugblatt nach Riga, wo bereits der verstorbene P. P. S.-Leiter Perl ein Flugblatt gegen den Krieg herausgegeben hat, aber nicht im Sinne, wie sich das Pilsudski gewünscht hat.

Inzwischen wurde in Kalisch die Mobilmachung teilweise durchgeführt und Pilsudski mußte, da ihm die Polizei auf den Fersen war, nach Krakau flüchten. Hier suchte er nach Mittel, die zur Verhinderung der Mobilmachung in Polen führen sollten und befaßte sich gemeinsam mit dem verstorbenen Genossen Swietek mit Waffenankauf, was in Kattowitz und Beuthen erfolgte. Pilsudski schmuggelte die Waffen nach Warschau, um dort eine bewaffnete Demonstration gegen die Mobilmachung zu organisieren. Es wurden eine Reihe von jungen P. P. S.-Genossen mit der Handhabung der Waffe vertraut gemacht, die an der Spitze der Demonstration in Warschau marschieren sollten, um im Falle eines Angriffes die Demonstranten zu schützen. Da jedoch die Polizei dem heutigen Marschall auf den Fersen war, mußte er schleunigst Warschau verlassen und konnte an der bewaffneten Demonstration nicht teilnehmen. Pilsudski träumte schon damals von einem polnischen Aufstand gegen Rußland und es schwebte ihm die „Branka" (Militäreinberufungen) vom Jahre 1863 vor, die unmittelbar zum Aufstande führte. Er sah bloß ein, daß die Mittel und die Kräfte der P. P. S. zu einem Aufstande nicht hinreichen und vom Bürgertum war nichts zu erwarten.



Marschall Pilsudski

Die bewaffnete Demonstration hat dann am 9. Noverber 1904 in Warschau auf dem Platz Grzybowski stattgefunden, die blutig endete. Obwohl die Demonstranten nur über einige Revolver verfügten, konnte sie doch durch ihre Demonstration eine weitere Mobilisierung verhindern. Der Marschall hebt in seinem Artikel den Effekt der bewaffneten Demonstration besonders hervor und sagt, daß sie auf die Geschicke Polens einen wesentlichen Einfluß genommen hat. Er schließt seinen Artikel mit der Bemerkung, daß ein Witz der Geschichte vielfach eine größere Bedeutung haben kann, als eine Macht.

Den Artikel zeichnet eine Sentimentalität aus, die jedesmal beobachtet werden kann, wenn der Marschall über seine Vergangenheit schreibt. Sein Heutiges Verhältnis zu der P. P. S. wurde in dem Artikel mit keinem Wort erwähnt.

Bergbaureform in England

Erledigung noch vor Weihnachten — Verkürzte Arbeitszeit und Beibehaltung der Löhne — Streit zwischen Regierung und Gewerkschaften

London. Das Kabinett hat in der am Spätabend abgehaltenen Donnerstagsitzung im Unterhaus beschlossen, im Laufe der nächsten Woche die Vorlage für die Bergbaureform einzubringen. Da die Pläne noch vor Weihnachten Gesetzeskraft erhalten sollen, werden sie als dringend behandelt werden. Die Reform wird auch im Parlament stark umstritten und es ist daher beabsichtigt, eine Reihe von Nachtsitzungen einzulegen, um den sehr umfangreichen Arbeitsstoff bewältigen zu können. Auf Grund des Beschlusses der Vertreterversammlung der Bergarbeitergewerkschaft, die Entscheidung über die Frage der Arbeitszeit der Abstimmung in den Bezirken zu überlassen, wird allgemein damit gerechnet, daß die Bergarbeiter sich schließlich mit der Verringerung der Arbeitszeit von acht auf siebeneinhalb Stunden mit Wirkung vom April des nächsten Jahres zufrieden geben werden.

Die Krisengefahr ist aber auch hiermit noch nicht beseitigt, da die Grubenbesitzer an dem Standpunkt festhalten, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit auch eine Lohnverminderung zur Folge haben müßte. Die Beibehaltung der Lohnhöhe wird aber von der Mehrheit der Bergarbeiter als noch wichtiger angesehen, als die Herabsetzung der Arbeitszeit. Die Haltung des Vorsitzenden der Gewerkschaft, Herbert Smith, der mit den Vertretern von Yorkshire die Parteikonferenz am Donnerstag als Protest verlassen hatte, wird möglicherweise zu einer Neubesetzung des Vorsitzendenpostens führen, was bei dem auch jetzt wieder in die Erscheinung tretenden starken Radikalismus von Herbert Smith von erheblicher sachlicher Bedeutung wäre.



Der künftige Bundespräsident der Schweiz

wird als Nachfolger des Bundespräsidenten Haab, dessen Amtsperiode mit diesem Jahre abläuft, voraussichtlich der sozialdemokratische Oberbürgermeister von Zürich, Dr. Klöti, sein.

Zaunius litauischer Außenminister

Kowno. Wie der Vertreter der Telegraphen-Union erfährt, ist der bisherige Generalsekretär des litauischen Außenministeriums Dr. Zaunius durch einen Akt des Staatspräsidenten zum litauischen Außenminister ernannt worden.

Deutsch-polnische Entspannung?

„Liquidation der Vergangenheit."

Es braucht an dieser Stelle nicht betont zu werden, daß wir jeden Schritt begrüßen, der zur Entspannung der „haßerfüllten" Atmosphäre zwischen Polen und Deutschland beiträgt. Gewiß soll man nach jahrelanger Aufhetzung durch die Chauvinisten in beiden Ländern nicht verlangen, daß nun ein politisches Abkommen sofort eine „Freundschaft" nach sich zieht, die die Vergangenheit vergessen läßt. Zwischen Deutschland und Polen ist am letzten Donnerstag ein politisches Abkommen unterzeichnet worden, dem unseren Erachtens nach die allergrößte Bedeutung zukommt. Wir sind zwar der Ansicht, daß die gegenseitigen Opfer groß genug sind, um nun tatsächlich eine Entspannung herbeizuführen. Ob sie kommen wird, das hängt schon vom Willen der Regierung ab und die politisch gespannte Lage in Polen selbst wird wohl auf absehbare Zeit diese Entspannung nicht ermöglichen. Darüber sollten sich alle diejenigen klar sein, die nun ob des abgeschlossenen Vertrages in einen hellen Jubel einstimmen. Diese Lobpreisung des Vertrages ist jedenfalls nicht am Platze und wir unterstreichen dies mit allem Nachdruck. Wir danken dem deutschen Gesandten in Warschau, daß er keine Mühen gescheut hat und vor allem auch der Angriffe nicht achtete, daß dieses Abkommen zustande kam. Deutschland hat dabei großes Entgegenkommen gezeigt und wir wollen offen zugestehen, daß dies im Interesse der deutschen Minderheit erfolgt ist. Das sollten besonders die Nationalisten im deutschen Lager beachten, die da schon wieder Husarenritte vollführen, während die Masse der Deutschen in Polen sie mit einer „fürsorgenden" Behandlung durch die Behörden begleichen muß.

Seit dem Versailler „Friedensvertrage" und jetzt durch die Beschlüsse der Haager Konferenz schweben zwischen Deutschland und Polen eine Reihe von Streitfragen, die man als die „Liquidation der Vergangenheit" zu bezeichnen pflegte. Diese „Liquidation der Vergangenheit" ist nun praktisch durch das Zaleski-Rauscher-Abkommen liquidiert. Es ist verständlich, daß dieses politische Abkommen den Nationalisten nicht bekommt, denn ihre ganze „nationale Erziehung" ist jeweils auf den Erbfeind eingestellt. Ein Vertrag, der eine Entspannung herbeiführt, ist ihnen naturgemäß zuwider und selbstverständlich muß er bekämpft werden, denn die Regierungen haben sich angeblicher Rechte begeben, die allerdings auf beiden Seiten sehr zweifelhafter Natur waren, wenn es auf die Rechtsauslegung ankam. In Paris war seit Jahren ein sogenanntes deutsch-polnisches Schiedsgericht tätig, dem hunderte von Fällen zur Entscheidung vorlagen, die aber nicht vom Fleck kamen, weil man sich über das Recht nicht einigen konnte, welches auf die Streitfälle angewendet wurde. Diesem Schiedsgericht ist nun durch das Abkommen ein Ende bereitet worden und seine Auflösung allein ersetzt manche Kosten, die man als Forderung der Gegenseite zuschob. Das Abkommen selbst umfaßt das Wiederkaufsrecht, die Liquidation deutschen Besitzes in Polen und Ausgleichung der gegenseitigen Forderungen. Die Sache kam dadurch in Fluß, als der Youngplan gewisse Fragen aufwirft, die zwischen den beiden Staaten geregelt werden müssen, bevor die zweite Haager Konferenz zusammentritt. Das deutsch-polnische Abkommen ist auch in dieser Beziehung eine Entspannung auf weltpolitischem Gebiet, wenn auch ohne ihre Regelung gewiß der Youngplan nicht gescheitert wäre. Die deutschen Nationalisten erheben nun ein Geschrei, weil Deutschland auf eine Gesamtforderung von etwa 2½ Milliarden Reichsmark verzichtet hat, die es laut dem Versailler Vertrage von Polen zu fordern hatte. Polen hatte etwa 700 Millionen von Deutschland zu fordern, außerdem eine Reihe Privatforderungen aus der Kriegszeit infolge Ruins industrieller Unternehmungen, also aus der sogenannten Okkupationszeit.

Beide Regierungen haben nunmehr auf die gegenseitigen Forderungen verzichtet, um einen Weg für die weitere Entspannung der Beziehungen frei zu haben. Polen hat auch Opfer gebracht, die vom chauvinistischen Standpunkt geradezu als „unerhört" bezeichnet werden. Es hat auf die Liquidation deutschen Besitzes verzichtet und zudem noch auf das Wiederkaufsrecht an deutschen Bauernbesitzungen aus der unglücklichen Zeit der preußischen Ansiedlungskommission. Wäre nichts anderes erreicht worden, so wäre dieser Vertrag schon deshalb für uns von Bedeutung, weil er einer deutschen Bevölkerung von mehr als 80 000 Köpfen die Fortexistenz in Polen ermöglicht, weiter etwa 12 000 Bauernhöfe im deutschen Besitz beläßt. Auch die Frage der Staatszugehörigkeit, die gerade bei den Liquidationen von

wesentlicher Bedeutung war, ist praktisch gelöst, die ja sogar als Beschwerde vor dem Völkerbund eine große Rolle spielte. Die Nationalisten, die nun nur die Geldsummen sehen, die als Opfer gebracht wurden, sehen nicht, welche Entspannung dadurch auf minderheitlichem Gebiet erfolgen kann. Wo Geld eine Rolle spielt, da übersieht man gern die Rechte der Minderheiten, diese gelten nur, wenn man den Haß zwischen den Nachbarn verewigen will. Gewiß ist heute eine bestimmte Vorsicht am Platze, denn dieses Abkommen wird erst dann seinen Wert haben, wenn man in Polen wirklich mit der Liquidation der Vergangenheit beginnt. Und wir haben bereits oben auf die innerpolitische Lage Polens verwiesen, die viel dazu beitragen wird, die deutsch-polnische Entspannung zu hintertreiben, weil die Opposition jede Gelegenheit benutzen wird, um aus irgendwelchen Vorgängen weltpolitische Niederlagen des heutigen Kurses festzustellen, ohne die Gegenleistungen zu berücksichtigen, die dabei Polen selbst zufallen. Das muß man nun mit in Kauf nehmen. —

Die Deutschen in Polen, die dieses Abkommen begrüßen, leben aber auch in Sorgen, ob nun wirklich eine Entspannung eintreten wird. Und wir müssen sagen, so recht glauben wir daran nicht, denn zur deutsch-polnischen Entspannung führt der Weg über eine Reihe von hohen Verwaltungsbeamten, die ja geradezu Bejaher des heutigen Systems sind. Würde schon jetzt eine Personaländerung eintreten, dann läuft die Regierung Gefahr, sich unterschieben zu lassen, daß dies nicht die Folgen des polnisch-deutschen Abkommens sind, sondern ein Erfolg der Opposition, die seit Monaten eine Reihe dieser Verwaltungsbeamten berinnt und ihre Amtsenthebung fordert. Die polnische Regierung befindet sich zweifellos in einer Zwangslage. Und wir haben hier immer den Standpunkt vertreten, daß eine Entspannung der deutsch-polnischen Beziehungen nur möglich ist, wenn sich auch die Persönlichkeiten besinnen, daß sie ihr System gegenüber der deutschen Minderheit ändern müssen. Wer erwartet dies in der augenblicklichen Lage? Wir sollen nicht verkennen, daß die Regierung eine Reihe von Niederlagen davongetragen hat und alle Ursache hat, nunmehr auch mit Erfolgen aufzuwarten. Diese Erfolge aber mit einem Personalwechsel mitzuverbinden, ist gegenüber der Opposition schwierig. Und darum kann man es verstehen, daß gerade die Regierungspresse eifrig jede reichsdeutsche Stimme zitiert, die auf ein Mißfallen dieses Abkommens hinzielt, denn damit kann man auch hier die Entspannung hinausziehen, eben unter Hinweis auf die ablehnende Haltung des Abkommens im Reich durch die dortige Opposition gegen die Reichsregierung. Und darum schweigt man sich auch in Berlin und Warschau offiziell über das Abkommen aus, sagt nichts mehr als nötig ist, um die Stimmung nicht zu verderben. —

Die deutsch-polnische Entspannung ist also gewiß nach Lage der Sache zunächst ein wenig in Frage gestellt. Und dazu trägt besonders die Hetze gegen den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Berlin und Warschau bei. Wir haben ja in den letzten Tagen besonders lebhafte Proteste aus Kreisen unserer Klassengenossen im deutschen Bergbau gehört, die gewiß ihre Berechtigung haben mögen, wenn man die Zugeständnisse bezüglich der Erhöhung des Kohlenkontingents berücksichtigt. Und die „grüne" Front reitet Attacken gegen die Schweineeinfuhr, weil der deutschen Landwirtschaft der völlige Zusammenbruch droht. Beide Beschwerden und Proteste mögen ihre Berechtigung haben. Aber auch hier soll man nicht vergessen, daß durch eine polnische Wirtschaftskrise wiederum in erster Linie das deutsche Proletariat betroffen wird. Heute stehen eine Anzahl unserer Funktionäre außerhalb des Betriebes, weil sie als arbeitende Deutsche während der Wirtschaftskrise betroffen worden sind. Die Opfer werden auch hier auf beiden Seiten getragen werden müssen. Und ist der deutsche Kaufmann erst wieder in Polen und hat das Niederlassungsrecht, kommt ins Geschäft, so wird auch die deutsche Industrie Einfluß in Polen gewinnen, so kann naturgemäß durch gegenseitiges Sichkennenlernen eine Entspannung automatisch folgen, weit eher, als dies durch das politische Abkommen zunächst in Erscheinung tritt. Unsere Klassengenossen in Deutsch-Oberschlesien und im rheinich-westfälischen Bergbaugebiet sollen begreifen, daß sie diese Opfer im Interesse des deutschen Proletariats in Polen auf sich nehmen müssen.

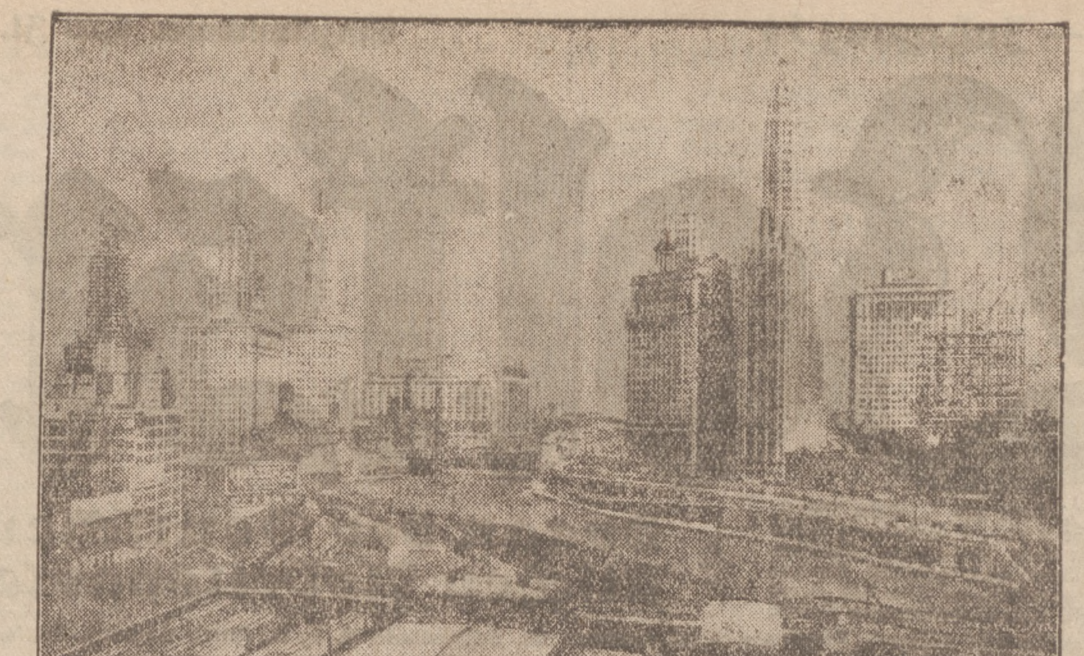
Es gab schwierige Situationen in Polen, wo wir die Massen verzweifelt gesehen haben. Es ist nicht zu verkennen, daß heute noch eine scharfe Spannung besteht, die auf die Verwaltungsbeamten zurückzuführen ist. Wir haben unsäglich unter dem Druck gelitten und darum soll man auch verstehen, warum wir jeden Schritt zur Entspannung begrüßen, weil es sich um unser eigenes Los handelt. Wir wissen, daß uns mancherlei Täuschungen noch bevorstehen. Und eben darum rufen wir bei jeder Gelegenheit, es muß eine Verständigung Platz greifen, gerade den Chauvinisten auf beiden Seiten zum Trotz. Wir kämpfen um unsere Rechte unter schwierigen Bedingungen und nur, wenn man von Regierung zu Regierung diese Verständigung betreibt, ist es möglich, daß auch die kleinen Kläffer mit ihren Methoden einhalten müssen. Jedenfalls greift die Verständigung Platz, trotzdem man ständig darauf hinweisen muß, daß zwischen Deutschen und Polen nie eine Freundschaft entstehen kann.

—ll.



Dramatiker Lampel unter Mordverdacht verhaftet

Der Schriftsteller Peter Martin Lampel, der Verfasser der linkstendenziösen Dramen „Revolte im Erziehungshaus", „Giftgas über Berlin" und „Pennäler", ist unter dem Verdacht verhaftet worden, im Jahre 1921 als Angehöriger des Freikorps Oberland in Schlesien einen Fememord begangen zu haben.



Der Ort einer Weltausstellung im Jahre 1933

wird Chikago (U. S. A.) sein. Präsident Hoover hat in einem Aufruf die Nationen zur Teilnahme an dieser Weltausstellung eingeladen, die zur Feier des 100jährigen Bestehens Chikagos als Stadt veranstaltet werden soll.

Tardieu über die Räumung

Keine Gegensätze zwischen Briand und Tardieu

Paris. Nachdem der Radikalsozialist Francois Albert die Regierung schwer angegriffen hat, ergreift Ministerpräsident Tardieu am Schluß der Aussprache das Wort, um vor allem die Außenpolitik zu verteidigen und die Behauptungen, daß seine Politik im Gegensatz zu der Briands stände, zu widerlegen. Die Räumung der 3. Rheinlandszone behandelt er besonders ausführlich und erklärt nochmals, daß mit ihr noch nicht begonnen worden sei. Die Räumung werde beginnen, sobald der Youngplan in Kraft getreten sei. Zuerst müsse die Internationale Bank gegründet sein. Außerdem müsse Frankreich der erste Abschnitt der deutschen Schuldscheine ausgeliefert werden. Dann erst beginne die Frist von acht Monaten zu laufen. Für die Kommerzialisierung könne Deutschland nicht allein verantwortlich gemacht werden. Tardieu zählt hierauf die einzelnen Abschnitte der weiteren Entwicklung auf. Die Ratifizierung des Youngplanes durch das deutsche Parlament und die hierauf folgende durch das französische Parlament usw. Dann fährt er fort: „Man hat vom 30. Juni gesprochen. Als man die Verträge vom Haag s. Zt. paraphierte, konnte man weder den Tod Stresemanns noch die französische Ministerkrise vorhersehen. Doch ist es klar, daß in der gegenwärtigen Lage, da die Ratifizierung des Youngplanes noch nicht erfolgt ist, die Termine noch nicht zu laufen begonnen haben." Mit der Behandlung der Innenpolitik schließt Tardieu seine einstündigen Ausführungen, die starken Beifall finden. Die Sitzung wird hierauf unterbrochen. Dann wird um den Wortlaut der Vertrauensfrage verhandelt werden. Die Abstimmung dürfte nicht vor zwei Uhr nachts französischer Zeit erfolgen. Man glaubt, daß die Regierung die gewünschte Mehrheit erhalten wird.

Waffenstillstand in China?

Feng und Tschiangkaischek verhandeln — Um die Aufhebung der Exterritorialität — Die Verstaatlichung der Eisenbahnen

Tokio. Nach einer Agenturmeldung aus Schanghai ist zwischen General Tschiangkaischek und General Feng ein Waffenstillstand abgeschlossen worden. Feng soll sich bereiterklärt haben, den Posten des Oberbefehlshabers der chinesischen Streitkräfte in Nordchina zu übernehmen. Die chinesische Gesandtschaft in Tokio verbreitete bereits eine ähnliche Meldung. Eine Bestätigung von neutraler Seite liegt bis jetzt nicht vor.

Verstaatlichung der Eisenbahnen?

Peking. Die chinesische Regierung hat beschlossen, sämtliche ausländische Konzessionen in Schanghai, Tientsin und Hankau abzuschaffen. Die chinesische Regierung beabsichtigt ferner, sämtliche Eisenbahnen, die ausländischen Gesellschaften gehören, zu verstaatlichen, um das ganze chinesische Eisenbahnnetz unter Staatskontrolle zu stellen. Sie wird den Ausländern eine Entschädigung anbieten. Außerdem wird die chinesische Regierung verlangen, daß die japanische Regierung ihre Streitkräfte aus der Südmandschurei abberufe, weil ihre Anwesenheit die chinesische Souveränität verletze.

Um das Exterritorialitätsrecht in China

London. Die diplomatischen Vertreter Großbritanniens, Frankreichs, der Vereinigten Staaten und Hollands in China haben an die Nankingregierung eine Note gerichtet, in der sie der Entsendung von Vertretern für die am 19. November in Nanking zusammentretende Konferenz zur Erörterung der Exterritorialitätsrechte der Mächte in China zustimmen. Die Mächte sind jedoch der Auffassung, daß diese Rechte bestehen bleiben müssen, bis das chinesische Recht in Einklang gebracht ist mit den in den westlichen Staaten üblichen Rechtsnormen während die Nankingregierung die Aufgabe mit dem ersten Januar nächsten Jahres verlangt. Dem Ausgang der Verhandlung sieht man allgemein mit Spannung entgegen.

Ein raffinierter Juwelendiebstahl

Für 200 000 Mark Juwelen ergaunert — Dem Täter auf der Spur?

Berlin. Von einem gerissenen Gauner ist ein Juwelenhändler aus Frankfurt a. M. um Juwelen im Werte von über 200 000 Mark betrogen worden. Der Juwelier, der in einem Hospiz im Zentrum der Stadt abgestiegen war, wurde kurz nach seiner Ankunft von einem ihm bekannten Kaufmann Perlewitz angerufen, er habe den Auftrag, für eine Bekannte Juwelen zu beschaffen. Er benötige einen großkarätigen Brillanten und lege auf sofortigen Abschluß des Geschäftes besonderen Wert. Da der Juwelenhändler ein so wertvolles Stück nicht in seiner Kollektion hatte, gab ihm Perlewitz auf, sich von seinen Geschäftsfreunden das Stück zu beschaffen. Dies gelang dem Händler. Perlewitz bat nun, mit dem Brillanten in eine Pension in der Motz-Ecke Martin Lutherstraße zu kommen, in der die Dame wohne. Im Besuchszimer der Pension legte der Frankfurter Händler seine Musterkollektion zur Besichtigung aus. Perlewitz bat ihn darauf, einige Sekunden in einem Nebenzimmer Platz zu nehmen, bis die Schauspielerin da sei. Nach längerer Zeit erschien die Schauspielerin, die von dem Kauf eines Brillantringes überhaupt nichts wußte, auch dem ihr gar nicht bekannten Perlewitz keinen Auftrag gegeben hatte. Der Händler stürzte in das Besuchszimmer, in dem er weder den Perlewitz, noch seine Musterkollektion vorfand. Die sofort benachrichtigte Kriminalpolizei stellte fest, daß der Juwelenhändler einem ganz raffinierten Gauner in die Hände gefallen war. Perlewitz muß mit den Gewohnheiten des Juwelenhändlers ziemlich vertraut sein. Absichtlich hat er ihn aus dem Hospiz weggelockt, um das Täuschungsmanöver dem mit zwei Ausgängen versehenen Hause der Pension besser durchführen zu können.

Die gestohlene Musterkollektion umfaßt mehrere wertvolle ungefaßte Brillanten und Perlen im Gesamtwerte von über 200 000 Mark. Perlewitz, dessen genaue Beschreibung an sämtliche Polizeistationen gegeben wurde, ist 36 Jahre alt und etwa 1,76 Meter groß.

Die Internationale Bank in der Schweiz

Berlin. Wie Berliner Blätter aus Baden-Baden melden, hat der Organisationsausschuß für die Bank für den internationalen Zahlungsausgleich am Freitag einstimmig beschlossen, die Schweiz als den neuen Sitz der Bank zu bestimmen.



Bevorstehender Rücktritt des Berliner Oberbürgermeisters

Die Vorgänge in der Sitzung der Berliner Stadtverordnetenversammlung am Donnerstag haben gezeigt, daß die Stellung des Oberbürgermeisters Böß unhaltbar ist. Wie verlautet, will Böß nur den Abschluß des gegen ihn eingeleiteten Disziplinarverfahres abwarten, um dann seinen Rücktritt zu erklären.

Polnisch-Schlesien

Die Arbeiter warten auf die Antwort

Eine ganz gefährliche Taktik hat die offizielle Telegraphenagentur „Pat" eingeschlagen, indem sie durch Falschmeldungen die Tatsachen auf den Kopf stellte. Um die Oeffentlichkeit über den Ausgang des Proteststreiks zu täuschen, verbreitet sie die Nachricht, daß in dem Chorzower Stickstoffwerk nur 33 Arbeiter gestreikt haben und in den Chorzower Elektrizitätswerken die Arbeit am Streiktage normal war. Der Proteststreik hat lediglich den Kohlengruben und den Hüttenwerken gegolten, und es ist niemandem eingefallen, die Arbeiter der Elektrizitätswerke oder der Stickstoffwerke zum Proteststreik aufzufordern, weil die Arbeiter dieser Werke vorläufig überhaupt nicht im Lohnkampf stehen.

Durch solche Falschmeldungen soll der Eindruck erweckt werden, daß die Situation in der Schwerindustrie gar nicht so ernst sei, wie das die Arbeitergewerkschaften behaupten. Wir unterstreichen ausdrücklich, daß alle diejenigen, die da meinen, daß mit der Beendigung des Proteststreiks alles wieder beim alten bleiben wird, eines schönen Tages noch was besseres erleben können. Diese Taktik der offiziellen Kreise, die von der gesamten Sanacjapresse befolgt wird, ist geeignet, einen scharfen Kampf zu entfesseln, dessen Folgen gar nicht übersehen werden können.

Wir erinnern hier an die wiederholten Auslassungen der Kapitalisten und des Arbeitsinspektors Gallot, die den Gewerkschaftsführern ins Gesicht sagten, daß unter den schlesischen Arbeitern überhaupt keine Streikstimmung herrsche und ein eventueller Streik Schiffbruch erleiden wird. Man glaubte an den Schwindel, der von der „Polska Zachodnia" und der „Generalna Federacja Pracy" tagtäglich verbreitet wurde, daß die Arbeiterführer ohne jeden Einfluß dastehen, und reizte die Arbeiter mit falschen Behauptungen, daß sie um 50 Prozent besser gestellt sind als vor dem Kriege. Nun kam aber die Wirklichkeit und die Arbeiterschaft hat das Gegenteil bewiesen. 120 000 Arbeiter haben auf die unwahren Behauptungen eine Antwort erteilt, haben auf ihren kargen Lohn Verzicht geleistet, um den Herren zum Bewußtsein zu bringen, daß sie sich gewaltig irren und daß es den Arbeitern sehr ernst mit ihren Forderungen ist. Der Proteststreik hat die gemeine Lüge widerlegt, daß es den Gewerkschaftsführern mehr um die Schwächung des heutigen Regimes zu tun war, als um eine Lohnerhöhung, daß also dem Streik politische Motive unterliegen. Auch wurde die zweite gemeine Lüge widerlegt, daß die Gewerkschaftsführer den Kohlenexport zugunsten der englischen Konkurrenz lahmlegen wollen, also eine Art „Agencja Zagraniczna" spielen wollen, wie sich der Marschall Pilsudski auszudrücken pflegte. Die Arbeiter wollten vor einem entscheidenden Kampfe vorerst alle Mittel erschöpfen und die Kapitalisten warnen. Die Warnung ist erfolgt und die Mittel sind erschöpft worden. Werden die maßgebenden Stellen weiterhin ihre „Vogelstraußpolitik" den Arbeiterforderungen gegenüber treiben, wie sie das vor dem Proteststreik taten, dann ist der Generalstreik unvermeidlich, dann mag aber auch kommen, was will, denn die Schuld fällt dann nicht mehr auf den Arbeiter und die Gewerkschaftsführer, weil die alles getan haben, um das Aeußerste zu vermeiden. Wir sagen allen, die es angeht, daß die Arbeiter zum Kampf entschlossen sind und die Folgen dieses Kampfes werden die Kapitalisten mit ihren Helfern zu tragen haben. Die Arbeiter warten vorläufig noch, aber sie werden nicht mehr lange warten, denn der Zeitpunkt ist für sie günstig und kann nicht verpaßt werden.

Die schlesischen Gastwirte wollen einen Sanacjaverband gründen

Gestern tagten in Kattowitz die schlesischen Gastwirte, die einen Sanacjaverband der Gastwirte gründen wollten. Nicht minder waren die Gastwirte erstaunt, als sie sahen, daß zu ihrer Konferenz kein einziger Vertreter der Wojewodschaft erschienen ist, nicht einmal von der Finanzabteilung der Wojewodschaft ist jemand erschienen, dem sie ihre Klagen gegen die Steuerlasten vorbringen könnten. Das hat die braven Gastwirte, die von nun ab gute Sanatoren werden wollten, sehr frappiert und es wurden Stimmen laut, auch keine Huldigungstelegramme zu versenden.

Die Debatte war sehr interessant gewesen. Der bekannte Sanator Kosyra aus Murcki führte aus, daß dem Verbande nur Polen angehören können, die polnische Knochen haben und in ihren Adern nicht der „Czysty", sondern polnisches Blut fließt. Der Verband muß mit den polnischen Behörden zusammenarbeiten. Noch viel schönere Kunstsprünge machte ein Gastwirt aus Rybnik, ein gewisser Gawor. Er sagte nicht mehr und nicht weniger, als daß die Gastwirte, die an die Arbeiter das Gift verkaufen, weiterhin so handeln sollen, wie in der Plebiszitzeit, nämlich für die Polizei Spitzeldienste verrichten und das, was sie von ihren Gästen hören, der Polizei mitteilen. Dieser Gastwirt ist für einen Sanacjaverband reif und sollte für seine Ansichten eine Verdienstmedaille bekommen. Es ist nur ein Trost, daß er aus Rybnik mit seinen Ansichten zu uns gekommen ist. Jedenfalls empfehlen wir den Rybniker Arbeitern, sich diesen Sanacjagastwirt etwas näher anzusehen und ihm keine Gelegenheit zu Spitzeldiensten bieten.

An der Konferenz hat auch ein Gast aus Sosnowitz, ein Sekretär des dortigen Gastwirtverbandes, teilgenommen, der mit Rat den schlesischen Gastwirten zur Seite stehen wollte. Er sagte, daß die deutschen Gastwirte auch Sanatoren werden können und empfahl, die deutschen Sanatoren in den Verband aufzunehmen. So viel Unsinn, wie in der gestrigen Konferenz zusammengeredet wurde, haben wir schon lange nicht mehr gehört. Man konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß man mit angeheiterten Teilnehmern zu tun hat, die nicht wissen, was sie wollen. Einzigst vernünftige Ansichten brachte nur der Hotelbesitzer in Goczalkowitz, Burek, der meinte, daß es im Interesse der schlesischen Gastwirte liegt, auf die Einberufung des Schlesischen Sejms zu drängen, weil nur der Sejm dem Gastwirt helfen kann. Burek wurde von dem Gastwirt Gawlik unterstützt, der sich scharf gegen den diktatorischen Geist bei uns wendete. Dafür wurden die beiden als „Kommunisten" und „Volksbündler" verschrieen.

So wird jedesmal verfahren, wenn an dem Vorgehen der Sanatoren Kritik geübt wird.

So wie die Debatte, so war auch der Ausgang der Konferenz, denn es wurde überhaupt keine Resolution angenommen. Die Huldigungstelegramme haben die Konzessionspatrioten aus ihrer eigenen Tasche bezahlt.

Eine zeitgemäße Erinnerung

Wir stehen vor den Gemeinderatswahlen und wenn wir uns mit den Kommunalwahlen in der letzten Zeit so wenig befaßt haben, so sind die Verhältnisse daran schuld, in welchen wir leben müssen. Heute geht es in unserem lieben Vaterlande um große Sachen. Es geht um die Bürgerfreiheit, um die Verfassung und um die gesetzgebende Körperschaft, den Sejm. In unserer engeren Heimat, in Polnisch-Oberschlesien, stehen wir in einem schweren Lohnkampf und da liegt es klar auf der Hand, daß ein Arbeiterblatt in den Arbeiterinteressen ganz aufgehen muß. Deshalb und lediglich nur deshalb, mußten wir einstweilen von den Kommunalwahlen Abstand nehmen. Aber wir sind uns der großen Bedeutung der Kommunalwahlen in Polnisch-Oberschlesien bewußt und werden den Wahlkampf bis zum Aeußersten ausfechten.

Heute wollen wir uns dem Wahlkampf in Groß-Kattowitz zuwenden, weil gerade hier der Kampf am schärfsten sein wird. Man hört in den Sanacjakreisen Ansichten äußern, daß sie für jeden Preis eine Sanacjamehrheit in dem künftigen Stadtparlament erlangen wollen, koste es was es wolle. So lächerlich eine solche Behauptung klingt, so ist mit allen möglichen Mitteln zu rechnen, die von der Kattowitzer Sanacja in Anwendung gebracht werden. Groß-Kattowitz ist nicht nur die größte Gemeinde in der schlesischen Wojewodschaft, aber sie ist die Wojewodschaftshauptstadt, die von verschiedenen Sanacjagrößen und hohen Würdenträgern im Staate besucht wird. Auch kommen viele Ausländer nach Kattowitz, nicht etwa deshalb, um sich die Stadt bezw. die bei uns herrschenden Verhältnisse anzusehen, sondern der Schwerindustrie wegen.

Nun ist es jetzt in Polen üblich geworden, daß man bei hohen Besuchen, diesen nicht nur den Bürgermeister und die Stadträte, aber auch noch die Stadtverordneten zeigen möchte und das kann nur erfolgen, wenn diese den Sanacjakreisen angehören. Alle anderen verstehen eben das Repräsentieren nicht, wir meinen damit nicht den heute üblichen Ton, sondern nur das Repräsentieren als solches.

Wenn auch die Sanacja keine Mehrheit im Stadtparlament erobern wird, aber sie wird vor den Wahlen eine ganz tolle Propaganda entfalten und wird versuchen, die Entfaltung der Propaganda allen anderen Parteien zu erschweren. Wir kennen bereits die Kampfesmittel dieser Richtung und haben darüber unsere Meinung.

Alles das wird uns nicht hindern, einen Wahlkampf in Groß-Kattowitz auszufechten und um die Mandate im Stadtparlament zu kämpfen. Wir haben bei der letzten Kommunalwahl in Groß-Kattowitz drei und einhalb Tausend Stimmen vereinigt und 5 Mandate errungen und hoffen diese Stimmenzahl bei der diesjährigen Wahl nicht nur zu behaupten, sondern zu verdoppeln. Wir kämpfen in Kattowitz nicht um das Prestige wie die Sanacja, sondern um die Arbeiterinteressen und ermahnen alle deutschen Arbeiter, unsere Liste zu unterstützen.

Wir bringen unseren Lesern das Wahlergebnis für die Kommunalwahlen von 1926 in Erinnerung.

Wahlberechtigt waren 1926 — 50 535 Personen, gewählt haben 47 270, davon waren 279 ungültige Stimmen. An Stimmen erhielten:

Liste 1	P. P. S.	4 148	Stimmen	= 5	Mandate
„ 2	D. S. A. P.	3 380	„	= 5	„
„ 3	Polnische Linke	376	„	= 0	„
„ 4	Arbeitereinheit	682	„	= 0	„
„ 5	Hausbesitzer	1 105	„	= 2	„
„ 6	Kustosblock	2 933	„	= 4	„
„ 7	Deutsche Wahlgemeinschaft	22 133	„	= 29	„
„ 8	Mieterschutz	951	„	= 1	„
„ 10	Juden	678	„	= 0	„
„ 11	Korfanty und N. P. R.	6 751	„	= 9	„
„ 12	Sanacja	4 127	„	= 5	„
			Summa	60	Mandate

Arbeiter, macht es in diesem Jahre besser! . . .

Was die Schulen in Polen kosten

Wir haben die „Autonomie" wenigstens auf dem Papier, weil von dem Schlesischen Sejm heute keine Rede mehr ist. Nach dem Organischen Statut ist unser Schulwesen unabhängig von Warschau, wenigstens in finanzieller Hinsicht, weil wir uns die Schule selbst bezahlen müssen. Und wir pflegen nicht zu knausern mit unserem Gelde, wenn es sich um das Schulwesen bei uns handelt, denn mehr als 40 Prozent aller Einnahmen in der Wojewodschaft, werden für das Schulwesen ausgegeben. Dagegen ist nichts einzuwenden, nur möchten wir uns wünschen, daß der Lehrer in der Schule bleibt, anstatt sich in einer nationalistischen Hetzorganisation zu betätigen, was der Schule mehr schadet als nützt.

Wir wollen aber heute etwas Zeit und Raum dem Schulwesen in Polen widmen, weil uns die Sache auch lebhaft interessiert. In Warschau ist man auf diesem Gebiete viel sparsamer als bei uns in Schlesien. Das Budget des Polnischen Staates beträgt rund 3 Milliarden Zloty und für das Schulwesen will man davon 458 776 456 Zloty ausgeben, das ist also der siebente Teil aller Staatsausgaben. Man muß bei dem Schulwesen sparsam sein, weil man eine, für unsere wirtschaftlichen Verhältnisse, große Armee unterhält, die mehr als 1 Milliarde Zloty jährlich erfordert. Wohl hat man im Vergleich zum Vorjahre für das Schulwesen in Polen 25 Millionen Zloty zugelegt, wenn man aber bedenkt, daß selbst

in der polnischen Hauptstadt, Warschau, mehr als 9000 Kinder wegen Schulraummangels keinen Unterricht erhalten,

so wird man leicht begreifen können, daß die 25 Millionen bei weitem nicht genügen, um das Schulwesen in Polen auf der Höhe zu erhalten.

Von dem angeführten Betrage ist aber nicht alles für das Schulwesen bestimmt, denn das Kultusministerium bekommt davon 6 687 000 Zloty, die Kirche, die überall dabei sein muß, erhält 26 236 000 Zloty, die Schulinstanzen bekommen 14 937 000 Zloty, das allgemeine Bildungswesen 39 587 000 Zloty, das Fachschulwesen 20 598 000 Zloty, das höhere Schulwesen 42 125 000 Zloty, die Kunst 4 827 000 Zl., die Schularchive 719 000 Zloty und für die Volksschule 287 517 000 Zloty.

Das Budget des Kultusministeriums wurde für das nächste Budgetjahr um 25 Millionen Zloty erhöht und das Ministerium beeilte sich, dieses Geld der Kirche zuzuschanzen, denn das katholische Glaubensbekenntnis erhält um 22 821 000 Zloty mehr als im vorigen Jahre.

Man möchte eben in Polen auf die Gunst der katholischen Kirche nicht verzichten und das kostet Geld und das nicht zu knapp. Die Herrn Geistlichen bekommen noch extra 19 250 000 Zloty, denn die haben es auch nötig. Sie haben es leichter als unsere Industrieproleten, die trotz Streikandrohung meistens aus den Lohnkämpfen leer ausgehen. Im Vergleich zu der katholischen Kirche schneidet die evangelische Kirche schlecht ab, da sie im ganzen nur 384 497 Zloty erhält. Da schneiden schon die griechisch-kath. besser ab, weil für sie 2 117 000 Zloty vorgesehen werden. Die Mohammedaner erhalten 76 000 Zloty und die Juden 242 000 Zloty.

Für Schulhäuserbauten wurden 7 500 000 Zloty, für die Weiterbildung der Volksschullehrer 16 836 000 Zloty, für Stipendium 2 396 000 Zloty, für Lehrergehälter 14 Millionen Zloty usw. vorgesehen. Wir finden dort noch eine Reihe weiterer Ausgaben, die aber unerheblich sind und deshalb wollen wir auf sie weiter nicht eingehen.

Zum Schluß wollen wir nur bemerken, daß Polen gegenwärtig 90 000 neue Schulklassen braucht, um allen Kindern im schulpflichtigen Alter Unterricht erteilen zu können.

Beschriebene Banknoten verlieren an Wert

Es ist in letzter Zeit sehr oft festgestellt worden, daß Personen in Banken oder anderen Instituten Banknoten, die sie von anderen erhalten, mit dem Namen des Einzahlers oder irgendwelchen anderen Bemerkungen versehen. Dieses ist nicht zulässig. Nach einer Verordnung des Justizministeriums verliert jede beschriebene Banknote an Wert. Die Bank Polski betrachtet jede beschriebene Banknote als minderwertig, weshalb ein paar Prozente in Abzug gebracht werden. Der geringste Abzug beträgt 50 Groschen.

Esperanto

Universala Esperanto-Asocio in Genf.

Esperanto ist die einzige Sprache, welche jedem die Möglichkeit bietet mit Menschen aller Länder der Welt und in allen Angelegenheiten in unmittelbare Verbindung zu treten.

Der Esperanto-Weltverband in Genf hat in größeren Orten aller Länder seine Delegierten, welche die ihnen aufgetragenen Wünsche bereitwilligst erfüllen.

Auskunft betr. Lehrkurse, Lehrbücher, Literatur und Zeitungen erteilt der Delegierte des Esperanto-Weltverbandes in Katowice ul. Plebiszitowa 25, 3. Etage.

Die Weltsprache Esperanto kann man leicht vollkommen beherrschen, indem man an einem viermonatlichen Unterrichtskursus teilnimmt.

Wer die Weltsprache Esperanto studiert, spart Zeit und Geld.

Das Studium der Weltsprache Esperanto erfordert im Vergleich zu jeder andern Fremdsprache so wenig Zeit und Geld, dagegen bringt die Kenntnis dieser Sprache auf allen Gebieten unvergleichlich mehr Vorteile als es die Kenntnis jeder beliebigen Fremdsprache zu bieten imstande wäre, daß jeder der eine Fremdsprache lernen will, sich nur für die Weltsprache Esperanto entscheiden sollte, wenn ihn nicht ganz besondere Gründe dazu zwingen, sich dem Studium einer andern fremden Nationalsprache zu widmen. Auch sollten alle Eltern, deren Kinder jetzt die Schule besuchen, die Einführung der Weltsprache Esperanto in die Schulen fordern, statt die Kinder durch den Unterricht in Französisch, Englisch, Latein und Griechisch in den Schulen quälen zu lassen.

Da die Kinder die fremden Nationalsprachen und die toten Sprachen nach dem Austritt aus der Schule doch nicht beherrschen und später alles vergessen, ist die Zeit unnötig vergeudet und bringt der langjährige Unterricht weder den Eltern noch den Kindern irgendwelchen Nutzen, umso weniger, als statistisch festgestellt wurde, daß von tausend Schülern später nur ein einziger eine dieser fremden Sprache wirklich braucht.

Welch große Vorteile die Weltsprache Esperanto dem Vaterlande selbst zu bringen imstande ist, wenn jeder einzelne Staatsbürger vermittelst der Weltsprache mit allen Ländern unmittelbar in Verbindung treten kann, darüber wird sich wohl jeder tiefdenkende Bürger und wahre Patriot selbst ein Bild machen können.

Der nächste 4. Esperanto-Landeskongreß Polens findet im Jahre 1930 in Katowice statt.

Der 12. Esperanto-Weltkongreß ist für das Jahr 1930 nach Oxford in England eingeladen. Kongreßteilnehmer erhalten Paßermäßigung und 50 Prozent Fahrpreisvergünstigung auf allen europäischen Eisenbahnen.

Kattowitz und Umgebung

Betr. Steuerzahler. Bei der Steuerabteilung des Magistrats auf der ul. Pocztowa 16, 1. Stockwerk, Zimmer 1, liegen die Steuer-Einschätzungslisten für das Jahr 1929 und zwar für die Zahler aus den Ortsteilen Bogutschütz-Zawodzie, Zalenze-Domb und Brynow-Ligota in der Zeit vom 9. November bis 6. Dezember d. Js. aus.

Amtsstunden beim Standesamt I in Kattowitz. Anläßlich der Unabhängigkeitsfeier am kommenden Montag, sind die Amtsstunden beim städtischen Standesamt I in Kattowitz für die Zeit von 10 bis 11 Uhr vormittags festgesetzt worden. Es werden in dieser Zeit Anmeldungen über eintretende Sterbefälle entgegengenommen.

Ausfallender Wochenmarkt. Am kommenden Montag fällt der Wochenmarkt wegen des Unabhängigkeitsfestes aus und wird auf Dienstag, den 12. d. Mts. verlegt.

Eigenartiger Autounfall. Am gestrigen Freitag in den Nachmittagsstunden kam das Personenauto Sl. 7213, welches auf der ul. Kochanowskiego in Königshütte stand, infolge Versagens der Hemmvorrichtung in Bewegung. Das Auto prallte an der Straßenkreuzung der ul. Kochanowskiego und Wojewodzka mit Wucht gegen einen Bordstein und legte einen dort befindlichen eisernen Lampenmast um. Personen sind bei dem Verkehrsunfall nicht verletzt worden.

Neue polnische Sprachkurse der Volkshochschule. Am Dienstag um 7 Uhr beginnt im Lyzeum unter der bewährten Leitung der Herrn Nytz ein neuer polnischer Anfängerkursus, um 8 Uhr ein Konversationskurs über Themen des praktischen Lebens. — Am Montag um 7 Uhr beginnt Polnisch 2 bei Lektion 20 des Lehrbuches, um 8 Uhr Polnisch für Fortgeschrittene bei Lektion 12 des 2. Teiles von Grzegorzewski. — In der übernächsten Woche beginnt ein englischer Kursus bei Lektion 10 des Lehrbuches und am Mittwoch ein neuer Lektürekurs mit dem besten modernen englischen Schulroman „The Hill" von Vachell. — Am Montag um 6,45 findet eine kurze Zusammenkunft der Mitglieder in Zimmer 15 zwecks Vorstandswahl statt. — Meldungen und nähere Auskünfte in der Buchhandlung von Hirsch und in den Kursen selbst.

Neue akrobatische Kunststücke durch K. W. Kunau. Die für vergangenen Sonntag angesagten akrobatischen Vorführungen mußten unterbleiben, da die polizeiliche Genehmigung in letzter Minute zurückgezogen wurde. Kunau wird am morgigen Sonntag, nachmittags 3 Uhr, am Kattowitzer Ring, und zwar auf einem Gebäude an der ul. Miczkiewicza, mit ganz neuen Sensationen auftreten. Zur Vorführung gelangen: Radfahren auf dem Gesims des Hauses, gymnastische Uebungen, wie Kopf- und Schulterstände, Pyramiden, Akrobationen am Fahnenmast, Hindernislaufen und Springen am Gesims, Fahrradstürze, wobei Kunau im letzten Augenblick hängen bleibt, u. a. m. Die Eintrittspreise betragen für Erwachsene 1 Zloty, für Schulkinder und Militär 50 Groschen.

Vornahme von Straßenausbesserungsarbeiten. Im Auftrage des Magistrats werden z. Zt. durch die Baufirma Leuschner Straßenausbesserungsarbeiten an der ul. Slowackiego in Kattowitz vorgenommen.

Gefahren der Straße. Die Marie Rozumek aus Kattowitz wurde auf der ul. Mikolowska in Kattowitz von einem Motorradfahrer angefahren und verletzt. Nach Erteilung der ersten ärztlichen Hilfe wurde die Verletzte nach der Wohnung geschafft. Der unvorsichtige Motorradfahrer setzte seine Fahrt fort, ohne sich um die Frauensperson zu bekümmern.

Wenn man Abschied feiert. Mit großem Hallo „feierten" mehrere junge Burschen aus Zawodzie und Kattowitz den Abschied eines ihrer Kollegen, welcher im Oktober Einberufung zum Militärdienst erhalten hatte. Sie begingen nur den großen Fehler, daß sie weit über das erlaubte Maß hinausgingen und damit mit dem Strafgesetz in Konflikt kamen. Die jungen Leute tranken über das gewohnte Maß und machten dann eine Schnapsreise durch mehrere Restaurationen. In der Destille von Silberstein in Kattowitz ging die Geschichte los. Dort verübten sie großen Spektakel, belästigten zudem verschiedene Personen und „zogen" dann weiter in das Restaurant des Pächters Bugiel. Dort wurden sie erst recht aufdringlich, weil man ihnen den geforderten Alkohol verweigerte. Einer der Burschen nahm einen Stuhl und schleuderte denselben gegen die Tochter des Pächters, ohne diese jedoch zu verletzen. Ein anderer Radaubruder „trommelte" mit seinem Spazierstock auf dem Büfett herum, daß die Gläser klirrten. Es eilten Personen hinzu, welche die Ursache des Lärms feststellen wollten. Die Radauhelden zogen es vor, zu verschwinden. Gegen 12 Uhr abends fanden sie sich in der Restauration von Kulawik ein, wo sie in kurzer Zeit mehrere Scheiben zerschlugen und dann mit Steinen nach den elektrischen Glühbirnen zielten, welche zertrümmert wurden. Nachdem die Rowdys noch die anwesenden Gäste bedroht hatten, zogen sie sich zurück. Vor dem Kattowitzer Burggericht wurde gegen die Ruhestörer auf Grund einer Anzeige verhandelt. Wie immer in solchen Fällen, so leugneten die Burschen auch in diesem Falle jede Schuld ab. Durch die Aussagen der Zeugen wurden drei der Angeklagten, sowie der z. Zt. bei Militär weilende Walter Engel aus Zawodzie belastet. Es stellte sich heraus, daß es sich bei den vier Personen um die Haupträdelsführer handelte. Das Gericht verurteilte den beschuldigten Gustav Engel wegen Ruhestörung, Beleidigung und Sachbeschädigung zu 4 Wochen, den Alfred Paczek zu 3 Wochen und Theodor Lipski zu 2 Wochen Gefängnis. Das Verfahren gegen Walter Engel wurde vorläufig ausgeschaltet. Die übrigen Angeklagten kamen mangels genügender Beweise frei.

Diebstahlschronik. Der Büroangestellte Emanuel Olszewski aus Kattowitz machte der Polizei darüber Mitteilung, daß ihm in einer Kattowitzer Restauration eine Brieftasche mit 900 Zl., ferner eine Legitimationskarte, sowie 2 Lose Nr. 141 845 gestohlen worden sind. — Zum Schaden des Restaurateurs Karl Walerus aus Zawodzie, ul. Krakowska 74, stahl eine gewisse Elisabeth B. aus Zawodzie einen Geldbetrag von 285 Zloty. — In einem Kattowitzer Geschäft wurde der Helene Frank aus Kattowitz, ul. Gliwicka 8, ein Handtäschchen mit 25 Zloty, sowie eine Verkehrskarte und andere Ausweispapiere gestohlen. — Um die Summe von 700 Zloty wurde ein gewisser Bruno Pilc aus Kattowitz geschädigt, welchem die Schaufensterscheibe zertrümmert wurde und ein Paar Herrenschuhe gestohlen worden sind. — Im Mädchengymnasium in Kattowitz wurde der Schülerin Irene Groszla ein brauner Pelzmantel gestohlen. Der Schaden beträgt etwa 1000 Zloty.

Böswillige Verleumdung

Die streitbaren Verwandten — Um die Beschädigung der Dienstmütze

Auf einen eigenartigen Ausweg verfiel der Eisenbahner Goldmann aus Michalkowitz, um an seinem Verwandten, dem Wojewodschaftsangestellten Anton Matyssek sein „Mütchen" zu kühlen. Er richtete eines Tages an den Wojewoden Dr. Grazynski eine Eingabe und brachte darin zum Ausdruck, daß sich Matyssek Nichtachtung und Beleidigung des polnischen Hoheitsabzeichens zuschulden kommen ließ. Dem M. wurde nachgesagt, daß er auf der Eisenbahnermütze des Goldmann mit den Füßen herumgetrampelt und den Adler beschädigt habe. Von dieser Verleumdung erfuhr Matyssek, welcher gegen Goldmann gerichtlich vorging.

Die angestrengte Beleidigungsklage kam vor dem Kattowitzer Burggericht zum Austrag. Nach der gerichtlichen Beweisaufnahme war das Einvernehmen zwischen Goldmann und seinen Verwandten, der Familie Matyssek, nicht das Beste. Bei einer heftigen Auseinandersetzung zwischen Goldmann und dem Vater des Privatklägers, eilte letzterer seinem Vater zu Hilfe, weil es zu Tätlichkeiten kam. Dem Eisenbahner Goldmann fiel die Dienstmütze vom Kopfe, welche durch einen Fußtritt zur Tür und dann auf den Hofraum geschleudert wurde. Es wurden Zeugen vernommen, welche die Behauptung des Goldmann, wonach Anton Matyssek in voller Absicht auf der Eisenbahnermütze herumgetreten ist und den Adler beschädigte, nicht stützen konnten. Der Verteidiger wies darauf hin, daß es sich in der Eingabe an den Wojewoden um wissentlich falsche, bezw. entstellte Angaben handele, welche wahrscheinlich zum Zweck hatten, den Privatkläger, der beim Finanzamt als Angestellter tätig ist, anzuschwärzen. Wie es sich bei dem Prozeß weiter zeigte, war der Adler auf der Eisenbahnermütze gar nicht beschädigt.

Das Gericht erkannte den Beklagten Goldmann für schuldig und verurteilte diesen wegen Verleumdung zu einer Geldstrafe von 15 Zloty oder 3 Tagen Arrest. Bei der Urteilsbegründung wurde zum Ausdruck gebracht, daß nach Lage des Sachverhalts eine böswillige Absicht des Privatklägers Matyssek kaum angenommen werden könne und zwar, soweit es sich um Nichtachtung und Beleidigung des polnischen Hoheitsabzeichens handele. Das Gericht vertritt vielmehr den Standpunkt, daß Matyssek in seiner Erregung ebenso gut auch einen anderen, dem Widersacher gehörenden Gegenstand fortgeschleudert hätte. Zudem hat, wie es sich zeigte, M. auf der Eisenbahnermütze nicht herumgetreten. Die Verhandlung nahm somit für den Angeber, welcher aus einer Belanglosigkeit viel hermachen wollte, einen kläglichen Ausgang.

Königshütte und Umgebung

Revolutionsfeier der D. S. A. P.

Gestern abend veranstaltete unser Ortsverein gemeinsam mit der „Arbeiterwohlfahrt", den Gewerkschaften und Kulturvereinen eine Gedenkfeier zur 11. Wiederkehr des Revolutionstages. Der Saal des Volkshauses war nicht gefüllt und ganz besonders stark waren die Frauen vertreten.

Kurz nach 7½ Uhr eröffnete die gut bewährte Königshütter „Hauskapelle" mit einigen wohlgelungenen Musikstücken die Feier, worauf Jugendgenosse Siegert, vom Feuer der Begeisterung getragen, einen sinngemäßen Prolog zum Vortrag brachte. Alsdann trat der Kinderchor mit 2 Liedern auf, welche stürmischen Beifall hervorriefen und schon Freude brachten, wenn man die strahlenden Gesichtchen der Falkenjungen und -mädel sah. Dem Kinderchor folgte der Volkschor mit etlichen Liedern, die in altgewohnter Weise sowohl in gesangstechnischer als auch in künstlerischer Beziehung sehr gute und lobenswerte Leistungen herausbrachte. Nachdem Gen. Mazurek danach die Festversammlung begrüßt hatte, ergriff nunmehr Genosse Kowoll das Wort zu seiner Festansprache. In markigen Ausführungen schilderte der Redner die Bedeutung der Revolution, die, wenngleich nicht vollkommen den Wünschen der Arbeiterschaft entsprechend, doch die Errungenschaften der Arbeiter recht als Enderfolg zu verbuchen hat. In Polen war die Republik das Werk der polnischen Arbeiterklasse, die heute leider in diesem Staatsgebilde nicht die Erfüllung dessen sieht, was sie sich vor elf Jahren vorgestellt hat. Wir wollen die Revolution der Geister, der Massen — so schließt der Referent — und dazu müssen alle helfen; alle müssen den Sieg zur Macht der Arbeiterklasse, zum Sozialismus mit zu erobern trachten. Stürmischer, immer wieder einsetzender Beifall brauste durch den Saal.

Den letzten Teil des Abends bildeten abwechselnd Musikstücke und Chorgesänge, so daß alles geboten wurde, um das Andenken an den Kampf der Arbeiterklasse gebührend zu ehren. Allen Mitwirkenden sei von dieser Stelle aus der beste Dank dargebracht.

Von der Königshütte. Die Hütten- und Werkstättenverwaltung hat sehr oft festgestellt, daß mit den an die Belegschaften ausgegebenen Ausweiskarten, Unfug getrieben wird, indem sie an andere Personen verborgt werden. Auf Grund dessen wird darauf hingewiesen, daß die Uebertragung auf andere Personen verboten ist und bei Uebertretungen Entlassung erfolgen kann. Beim Verlust der Ausweiskarte ist der Vorgesetzte zu benachrichtigen, damit diese gesperrt und für ungültig erklärt wird. Gegen Abzug von 1 Zloty wird für verlorene oder gestohlene Ausweise ein Duplikat ausgestellt. Bei natürlicher Abnutzung wird der Ausweis kostenlos ausgestellt. Beim Nichtbesitz eines solchen ist der Eintritt in die Hütte niemanden erlaubt.

Numerierung der städtischen Arbeiter. Aus angeblichen praktischen Gründen sollen nach einem Magistratsbeschluß, alle städtischen Arbeiter auf ihrer Kopfbedeckung mit einer Nummer erkenntlich gemacht werden, was somit eine Kontrolle erleichtern soll. Daß dieses der praktische Grund sein sollte, will uns nicht so recht einleuchten, uns dünkt, daß dieses so etwas nach Zuchthaus aussieht, wo auch jeder Sträfling mit einer Nummer versehen ist. Soweit es uns aber bekannt ist, befinden sich alle städtischen Arbeiter im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, demnach eine Numerierung derselben nicht am Platze ist. Wenn man schon durchaus eine Erkenntlichmachung für notwendig befindet, so wahre man dieses nach dem Muster anderer Städte, indem die bei der Stadt beschäftigten Personen mit einem Schild „Städtischer Arbeiter" erkenntlich gemacht werden. Ob eine Numerierung der Beamten, angefangen vom 1. Bürgermeister mit Nr. 1 bis zum letzten Bürolehrling viel Freude unter ihnen erwecken würde? Vielfach wäre es sehr am Platze, um auch diese kennen zu lernen.

Vandalismus. Bekanntlich scheuen die städtischen Körperschaften keine Kosten, um das Straßenbild in Königshütte zu verschönern. Erst vor einigen Tagen wurde wiederum auf der ul. Mickiewicza eine größere Anzahl von Bäumchen gepflanzt,

Die Eiserne Ferse

Von Jack London.

41)

„Sie haben recht, junger Mann. Die Arbeit wir schrecklich bezahlt. Ich habe nie in meinem Leben gearbeitet, außer, daß ich an die Pharisäer in ästhetischem Sinne appellierte — ich dachte, die göttliche Botschaft zu predigen —, und doch hatte ich eine halbe Million Dollar. Ich habe nie gewußt, was eine halbe Million Dollar bedeutete, bis ich ausrechnete, wieviel Kartoffeln, Brot, Butter und Fleisch ich dafür kaufen könnte. Und da machte ich mir noch etwas klar. Ich dachte darüber nach, daß all diese Kartoffeln, all dieses Brot, diese Butter und dieses Fleisch mir gehörten, und daß ich dabei nichts für ihre Erzeugung getan hatte. Es wurde mir klar, daß andere es getan hatten, und daß es ihnen geraubt worden war. Und als ich zu den Armen herabstieg, fand ich die, welche man beraubt hatte, und die dadurch hungrig und elend geworden waren."

Wir veranlassen ihn, den Faden seiner Erzählung wieder aufzunehmen.

„Das Geld? Ich habe es in vielen verschiedenen Banken unter verschiedenen Namen deponiert. Man kann es mir nie nehmen, denn man findet es nicht. Und Geld ist doch etwas so Gutes. Man kann soviel Nahrung dafür kaufen. Nie habe ich gewußt, wozu Geld gut ist."

„Ich wünschte, wir hätten etwas davon für unsere Propaganda," sagte Ernst sinnend.

„Meinen Sie?" sagte der Bischof. „Ich habe nicht viel Vertrauen zur Politik. Ich glaube, daß ich eigentlich nichts von Politik verstehe."

Ernst war in solchen Dingen sehr zartfühlend. Er wiederholte seine Anspielung nicht, obgleich er die arge Verlegenheit, in der sich die sozialistische Partei durch ihren Geldmangel befand, nur zu gut kannte.

„Ich schlafe in billigen Logierhäusern", fuhr der Bischof fort. „Aber ich fürchte mich und bleibe nie lange an einer Stelle. Ferner habe ich zwei Zimmer in Arbeiterkasernen in verschiedenen Stadtgegenden gemietet. Das ist eine große Extravaganz, ich weiß, aber es ist notwendig. Ich mache es aber wieder gut dadurch, daß ich selbst koche, nur manchmal esse ich in billigen Restaurants. Und ich habe eine Entdeckung gemacht. Tamales sind ausgezeichnet, wenn die Luft spät abends kühl wird. Nur sind sie so teuer. Aber ich habe ein Lokal ausfindig gemacht, wo ich drei für zehn Cents bekomme; sie sind nicht so gut wie anderswo, aber sie wärmen doch.

„Und so habe ich endlich, dank Ihnen, junger Mann, meine Arbeit in der Welt gefunden. Das ist das Werk des Herrn." Er sah mich an und zwinkerte mit den Augen. „Sie haben mich dabei erwischt, wie ich seine Lämmer weidete. Aber Sie werden mein Geheimnis sicher wohl verwahren."

Er sprach scheinbar sorglos, aber hinter seinen Worten war doch die Angst zu spüren. Er versprach, uns wieder zu besuchen, aber eine Woche später lasen wir in der Zeitung den traurigen Fall des Bischofs Morehouse, der ins Napa-Asyl eingeliefert worden war, und für den es nur noch eine schwache Hoffnung gab. Vergebens versuchten wir zu ihm zu dringen. Und ebenso vergebens bemühten wir uns durchzusetzen, daß die Sache wieder aufgenommen und er nochmal untersucht würde. Wir konnten nichts weiter über ihn erfahren, außer der wiederholten Versicherung, daß noch eine schwache Hoffnung für seine Wiederherstellung vorhanden sei.

„Christus sprach zu dem reichen Jüngling, er solle all seinen Besitz verkaufen", sagte Ernst bitter. „Der Bischof hat dieser Aufforderung gehorcht und ist in ein Irrenhaus gesperrt worden. Die Zeiten haben sich seit Christus geändert. Ein reicher Mann, der alles, was er hat, den Armen gibt, ist heute verrückt. Darüber ist nicht zu streiten."

Der Generalstreik.

Natürlich wurde Ernst bei dem großen sozialistischen Rutsch im Herbst 1912 in den Kongreß gewählt. Ein Umstand, der sehr zum Anschwellen der sozialistischen Flut beitrug, war die Vernichtung Hearsts. Das erschien der Plutokratie leichte Arbeit. Die Herausgabe seiner verschiedenen Zeitungen kostete Hearst jährlich achtzehn Millionen Dollar, und diese Summe und mehr noch zahlte ihm der Mittelstand wieder für Anzeigen zurück. Die Quelle seiner finanziellen Kraft bildete ausschließlich der Mittelstand.

Die Trusts inserierten nicht. Um Hearst zu vernichten, war es nur notwendig, ihm die Anzeigen zu entziehen. Der Mittelstand war noch nicht ganz ausgerottet. Das feste Skelett war geblieben, aber es hatte keine Kraft. Die kleinen Fabrikanten und Geschäftsleute, die es noch gab, waren ganz auf die Gnade der Plutokratie angewiesen. Sie hatten keinen wirtschaftlichen oder politischen Halt mehr. Als sie vor der Plutokratie den Befehl erhielten, entzogen sie der Hearst-Presse ihre Anzeigen.

Hearst kämpfte tapfer. Er gab seine Zeitungen mit einem Verlust von anderthalb Millionen monatlich heraus. Er druckte die Anzeigen kostenlos weiter. Die Plutokratie gab neue Befehle aus und die kleinen Fabrikanten und Geschäftsleute überschwemmten Hearst mit einer Flut von Briefen, in denen sie die Veröffentlichung ihrer früheren Anzeigen untersagten. Hearst beharrte auf seinem Standpunkt. Es ergingen gerichtliche Aufforderungen an ihn. Er ließ sich nicht einschüchtern. Er erhielt sechs Monate Gefängnis wegen Mißachtung des Gerichts, weil er den an ihn ergangenen Aufforderungen nicht nachgekommen war, und schließlich machte er infolge zahlloser Schadenersatzklagen Bankrott. Jede Möglichkeit war ihm abgeschnitten. Die Plutokratie hatte ihr Urteil gefällt. Die Gerichtshöfe waren in ihrer Hand und mußten das Urteil vollstrecken. Und mit Hearst ging auch die demokratische Partei zugrunde, der er neues Leben eingehaucht hatte.

Nach der Vernichtung Hearsts und der demokratischen Partei gab es für deren Anhänger nur zwei Wege: der eine führte zur sozialistischen, der andere zur republikanischen Partei. So kam es, daß wir Sozialisten die Früchte von Hearsts pseudosozialistischer Lehre ernteten, denn der größte Teil seiner Anhänger ging zu uns über.

(Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsbeilage des Volkswille

Viel Lärm um nichts

Von A. Croziere.

„Steh auf, Elli, es ist sieben Uhr. Wie faul du doch bist!"

„Ich bin müde, Mama, schrecklich müde. Stell dir vor, daß ich es ein Uhr und dann zwei Uhr habe schlagen hören. Ich habe selbst den blöden Mieter aus dem zweiten Stock heimkommen hören."

„Den Herrn Kohlrauch? Das ist auch so ein rechter Lümmel. Ich gäbe was drum, wenn ich ihn los wäre. Man kann nicht mehr schlafen, wenn man solche Leute im Hause hat."

Und das Gespräch fiel jetzt auf die Mieter des Hauses, wo die Hasler seit 15 Jahren Hausmeister sind.

Während Cilli sich weiter ankleidete, paßte Frau Hasler auf die Milch auf.

„Sag mal, Mama," fragte Cilli ganz unvermutet, „glaubst du, daß der Graf von Hopf und zu Malz die brave, würdige Mimi heiraten wird? Schließlich verdankt er ihr sein Leben, denn sie hat ihn gerettet, als er aus dem Klub kam und von den Banditen angegriffen wurde."

„Na, eigentlich würde er doch nur seine Pflicht tun."

„Ach, wie wäre ich zufrieden, wenn er Mimi seinen Namen geben würde!"

Im Hofe, den er voll Eifer kehrte, hatte der alte Hasler Cillis Frage vernommen.

„Schweig doch, du blöde Gans," meinte er verächtlich, „der Graf von Hopf und zu Malz wird ein armes Mädchen ohne Mitgift heiraten!"

„Och, das kommt alle Tage vor!"

„Soll ich dir was sagen? Dieser Graf von Hopf und zu Malz ist ein Hochstapler, ein ganz gewöhnlicher Schwindler. Das ist meine Ansicht über diesen Herrn."

Frau Hasler legte sich ins Mittel.

„Ich bitte dich, August, du brauchst dabei doch nicht so zu schreien. Du weißt doch, daß Cilli das Los der armen Mimi zu Herzen geht. Sie schläft darüber gar nicht mehr."

„Darauf pfeife ich."

Entrüstet protestierte Cilli:

„Papa, deine Abneigung gegen den Grafen ist unverzeihlich."

„Ein Aufschneider ohne Herz ist er!"

„O, Mama, bring doch Papa zum Schweigen!"

Sie war bebend aufgestanden:

„Papa, ich verbiete dir, an der Aufrichtigkeit und den erhabenen Gefühlen des Grafen von Hopf und zu Malz zu zweifeln, hast du mich verstanden?"

„Was ist das? Das gnädige Fräulein verbietet mir? Du, hör mal, der Ton gefällt mir nicht!"

„Ich werde diesen Edelmann gegen und wider jeden verteidigen. Er wird seine Pflicht tun."

„Er wird sie nicht tun."

„Er wird seine Pflicht tun."

„Was, du gibst noch nicht nach? Na, warte mal!"

Der gute Mann stürzte auf seine Tochter, aber Frau Hasler warf sich zwischen die beiden.

„Aber was soll denn das? Könnt ihr denn nicht miteinander reden, ohne euch gleich in den Haaren zu liegen?"

„Du hast sie zu sehr verzogen, Frau, jetzt hast du die Folgen: sie verachtet uns, sie schwärmt für alles, was adlig ist."

„Er wird sie heiraten," trotzte Cilli.

„Jetzt ist aber das Maß voll!" kreischte Herr Hasler, der seine Tochter im Hofe verfolgte. „Jetzt kriegst du's mit mir zu tun, du mißratenes Geschöpf, du!"

Verschiedene Fenster öffneten sich.

„Stets zanken sie sich wegen der Mieter," schrie der Rentier aus dem dritten Stock.

„Sie werden sehen, daß das eines Tages noch mit Revolverschüssen endigt," prophezeite die alte Dame aus dem Zwischenstock.

„Wird er sie kriegen, wird er sie nicht kriegen?" spöttelte der Junggeselle aus dem vierten Stock.

„Das ist ja reizend, selbst um sein bißchen Ruhe kommt man!" krächzte der unerwünschte Herr Kohlrauch. „Ich werde mich beim Hauswirt beschweren."

„Sie sollten nur das Maul nicht aufreißen," erwiderte Frau Hasler. „Jetzt kommen sie schon seit acht Tagen jede Nacht zwischen ein und zwei Uhr nach Hause und stören die anderen Mieter in ihrer Ruhe. Das ist ein Skandal! Ein so ruhiges Haus!"

Dann lief sie zu ihrem Mann, den sie bei der Schürze packte.

„Hör doch auf, du wirst mir die Schürze noch vom Leibe reißen!"

„Ach dieser Graf von Hopf und zu Malz, der euch beiden den Kopf verdreht! Wenn es nach mir ginge, würde ich ihn zum Teufel jagen!"

Trotz Frau Haslers Eingreifen war es August gelungen, seine Tochter bei den Haaren zu packen.

„Willst du mich um Verzeihung bitten? Auf der Stelle!"

„Zu Hilfe, zu Hilfe, Mama! Er mißhandelt mich wie der schwarze Reiter den armen kleinen Hans, weil er ihm nicht sagen wollte, wo der alte Kaspar seine alte Staatsanleihe verborgt hatte."

„August, laß doch die Haare deiner Tochter los!"

„Erst soll sie mich auf den Knien um Verzeihung bitten."

„Nie im Leben," sträubte sich Cilli. „Ich soll um Verzeihung bitten, weil ich einen ritterlichen Menschen verteidige, der der armen Mimmi gestern noch eine Bratpfanne und einen Petroleumofen geschenkt hat?"

„Warum ist er dann der Mitschuldige des kleinen Ludwig, genannt das Eichhörnchen, bei der Entführung des jungen Mädchens gewesen?"

„Weil ihre Tante sie schlug und in Gewahrsam hielt, selbst als sie sie nach Amerika geführt hatte, um sich ihrer wegen der Erbschaft von zwanzig Millionen zu entledigen," keifte Cilli, „Hat sie nicht versucht, sie in einem Urwald Colorados um die Ecke zu bringen? Du weißt doch, daß sie von einem Orang-Utan gerettet wurde, der sie einer Klapperschlange entriß, die sie glatt aufgefressen hätte!"

„Du suchst mich vergebens zu beschwatzen. Der Graf hat nur einen Gedanken: Sich das Vermögen des Trappers anzueignen und dann mit der Amerikanerin aus Los Angeles durchzugehen, die beinahe von dem Wolkenkratzer herabgestürzt wäre, als sie über die Bananenschale ausrutschte."

„Und ich sage dir, er wird sie doch heiraten!"

„Wenn du jetzt nicht gleich den Mund hälst, dann walk ich dich durch, du bockbeinige Kreatur!"

Während dieses Auftritts hatten sich auf dem Bürgersteig zahlreiche Zuschauer angesammelt, die sich königlich amüsierten. Herr Hasler, dessen Erbitterung den Höhepunkt erreicht hatte, bedrohte sie mit dem Besen.

„Mit welchem Rechte, „tobte er", mischt ihr euch in meine Familienangelegenheiten? Mach doch die Tür zu. Magda, mach doch die Tür zu!"

Frau Hasler war gerade im Begriff, die Tür vor den Augen der Neugierigen zuzuschlagen, als ein Polizist erschien.

„Hab ich recht gehört? Hier im Hause soll sich ein Drama abgespielt haben?"

„Aber nein, Herr Wachtmeister, aber nein, ein kleines Mißverständnis zwischen meinem Mann und meiner Tochter, nichts weiter. Beide lesen den Feuilleton-Roman mit Leidenschaft. Gestern haben sie das zwölfte Kapitel des „Geheimnis des blutigen Koffers" gelesen und jetzt krabbeln sie sich wegen der Persönlichkeiten, die niemals gelebt haben. Jeder von ihnen hält hartnäckig an seiner Ansicht fest, aber deswegen hegen sie doch keinen Groll gegeneinander. Sie werden sehen, wie sie sich gleich in den Armen liegen werden."

Und sie lächelte nachsichtig, während Cilli brüllte:

„Ja er ist ein ehrlicher Kerl ja, ja, ich behaupte es und ich werde es jedem gegenüber behaupten. Au, au, du tust mir ja weh! Zu Hilfe, zu Hilfe, er bingt mich um! Ganz recht, er wird sie doch heiraten! Oh meine Nase, ich blute .."

(Berechtigte Uebertragung von Ernst Levy.)



Deutsche Totenfeier in Paris

Auf dem Friedhof von Bagneux hielt der deutsche Botschafter von Hoesch am Allerseelentag zum Gedächtnis der während des Krieges in Frankreich verstorbenen Deutschen eine Trauerfeier ab, bei der im Auftrage der Reichsregierung ein Kranz niedergelegt wurde. — Unser Bild zeigt Botschafter v. Hoesch (rechts) bei seiner Ansprache.

Der Erfinder

Von H. J. Magog.

Der Mieter von der fünften Etage ging durch die Haustür. Und — trotzdem es ein richtiges Sauwetter war mit Regen und Schmutz, fiel es ihm gar nicht ein, seine Füße auf der Matte abzutreten, sondern er stiefelte geradeswegs und unverdrossen die Treppen hinauf. Eigentlich hatte er auch vergessen, die Pförtnersfrau zu grüßen — oder sollte das etwa ein Gruß gewesen sein — aber es herrschte nicht der geringste Zweifel darüber daß er die kleine Näherin gegrüßt hatte, die gerade mit der Pförtnersfrau in ein Gespräch vertieft gewesen war.

Zwei derartig gravierende Vergeßlichkeiten genügen natürlich vollkommen, um den guten Ruf eines Mieters mit Sicherheit zu untergraben.

„So ein Patron!" knurrte die Alte, „sehen Sie bloß mal, wie er mir die Treppe nun wieder vollgeschmutzt hat, der Flegel und solche Kerls muß man nun im Hause wohnen haben — wie — schrecklich — wie?!"

Nichts Böses ahnend trabte der Mieter weiter und klemmte ein Paket zerknüllter Papiere fester unter den Arm. Er war recht rürftig gekleidet, aber hatte zum Ausgleich dafür ein feingeschnittenes, vergeistigtes Gesicht, in dem große, brennende Augen leuchteten. Die kleine Näherin Janine fand ihn außerordentlich sympathisch und interessant.

„Er studiert!" sagte sie mit Respekt im Tonfall zu der Pförtnersfrau.

„Man muß wirklich nicht böse auf diese Menschen sein, selbst wenn sie oben in den Wolken leben und keinen Sinn für die Reinlichkeit auf den Treppen haben."

„Wenn er man in den Wolken bliebe!" brummte die andere, „denn hier unten auf der Erde — na — ich sage nichts mehr — will nichts mehr sagen — aber ich weiß, was ich weiß — und damit basta."

„Ach" lächelte Janine, „wenn weiter nichts mit ihm los ist, als daß er sich die Füße nicht ordentlich abtritt — dann — —"

„Hab' ich das gesagt — wie?" fuhr ihr die Pförtnersfrau wütend über den Mund, „ich habe vielleicht meine guten Gründe, warum ich den Herrn aufs Korn genommen habe, wollte ich meinen. Aber der Herr soll meine Zunge schützen!"

Bei diesen Worten versuchte sie ihrem Gesicht einen recht mystischen Ausdruck zu geben, so daß die arme kleine Janine ganz bekümmert war, als sie die Treppen hinaufging.

Man konnte sich nicht darüber täuschen, daß besagter Petrus Baquin, der der Nachbar der kleinen Janine war, sich recht sonderbar benahm.

Selbst wenn der Schein oft trügt, urteilt die Welt doch danach, und Baquins Lebensführung war entschieden verdächtig. Er beging jene Sünde, für die es nun mal auf keiner Küchentreppe Verzeihung gab nämlich: — die Neugier der Nachbarn zu erregen und gleichzeitig konsequent zu verhindern daß diese ihre Neugier zufriedenstellen können.

Ohne zu übertreiben, konnte man wohl sagen, daß er nicht gerade im Glashaus wohnte. Stets hörte man ihn hinter verschlossener Tür und herabgelassenen Rouleaus rumoren. Außerdem schlich er sich gewissermaßen zu seiner Höhle hinein und hinaus.

Alles hätte man seiner Jugend zugute gehalten. Er hätte bis tief in die Nacht hinein Banjo zirpen können oder Saxophon dudeln, er hätte auch bei Tagesgrauen heimkehren dürfen, aber daß er so vollkommen isoliert lebte, nie Besuch oder Briefe empfing, nie mit jemand sprach, nicht mal mit der hübschen Janine, das war denn doch unverzeihlich.

Das einzige, was man mit Sicherheit von ihm wußte, war die Tatsache, daß er ungemein viel Gas verbrauchte, und daß er dann und wann mit mystischen Kolben und Retorten angeschleppt kam.

Deshalb urteilte die öffentliche Meinung der Küchentreppe: „Er ist Anarchist. Er macht Bomben!"

„So mußte die Sache natürlich enden," erklärte die Pförtnersfrau tragisch eines schönen Tages. „Jetzt kommt die Polizei, um ihn zu holen!" „Die Polizei!" schrie Janine entsetzt, „wissen Sie das genau?" — „Ob ich es weiß?" entrüstete sich die Frau beleidigt, „ich habe sie ja selber holen lassen!"

Wenige Sekunden danach donnerte Janine ganz energisch an Baquins Tür. Ein mißtrauisches Gesicht tauchte im Türspalt auf, als Petrus Baquin aber Janines liebliches Gesicht sah, ihre erschrockenen Augen, blickte er sie freundlich an.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," stammelte sie; „aber es ist doch so entsetzlich und ich mache mir Sorge um Sie. Sie dürfen mich nicht etwa für aufdringlich halten, ich möchte Sie nur rechtzeitig warnen, weil . ."

Während alle Türen aufgerissen wurden und neugierige, schadenfrohe Gesichter hervorlugten, polterten die Polizisten bis hinauf ins fünfte Stockwerk, geführt von der geschäftigen und triumphierenden Pförtnersfrau. Endlich war die Stunde gekommen — ihre Stunde — ja — hatte sie's nicht immer gesagt — das ging auch nicht so weiter — unerhört mit diesem Individuum — — —

„Dort ist es," sagte sie ganz verpustet. Der Polizist sah freundlicher und gutmütiger aus, als es der Pförtnerin wünschenswert erschien. Er blickte sie skeptisch an und klopfte dann diskret an die Tür.

„Oeffnen Sie — im Namen des Gesetzes!" kreischte die Pförtnerin mit gellender Stimme.

Da erscholl eine sonderbar krachende Detonation aus dem Innern des Zimmers. „Da haben wir's — da haben wir's — wie — habe ich's nicht immer gesagt!" ereiferte sich die Pförtnerin und erblaßte, während der Polizist recht erschrocken aussah. Er preßte seine mächtige Schulter gegen die Tür — krachend gab sie nach — und — er sah — — —

Janine an Petrus' männlicher Brust geborgen!

Auf dem Boden lagen Glassplitter zwischen Pfützen einer übelriechenden Flüssigkeit. Daher die Explosion.

Der Polizist stierte auf die beiden — erst verblüfft, dann beschämt und lächelnd, aber bevor er noch Zeit fand, sich zu erklären, trat Petrus mit außergewönlich männlicher Geste hervor: „Hier ist ein kleines Malheur passiert!" sagte er ruhig. „Das ist alles. Ich bin Chemiker — ich experimentierte mit einigen Flüssigkeiten. Ich glaubte gerade, eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben als alles in die Luft flog. Aber im übrigen" — und er lächelte glücklich und drückte Janine an sich — „im übrigen habe ich soeben eine ganz neue und großartige Entdeckung gemacht — — — —"

Der Polizist sah grinsend von einem zum anderen: „Ich gratuliere Ihnen dazu!" sagte er höflich — „und vielleicht sind die anderen Herrschaften jetzt so freundlich, sich in ihre Wohnungen zu begeben und die Treppe nicht länger zu sperren!"

Sadik Beg

Indische Erzählung von Sir John Malcolm*).

Sadik Beg entstammte einer guten Familie, war von schmucker Gestalt und besaß beides, Geist und Mut, aber er war arm und nannte nichts sein eigen außer seinem Schwerte und Pferde, mit welchen er in der Gefolgschaft eines Nabobs diente. Der letztere war mit dem Stamme Sodiks zufrieden und schätzte seinen Charakter so hoch ein, daß er sich entschloß, Sadik zum Gatten seiner Tochter Hoosseinee zu machen, die trotz ihrer Schönheit wegen ihres Hochmutes und ihres unbezähmbaren Temperaments berüchtigt war.

Wenn eine Dame von der Art Hoosseinees einen Gatten in der Art Sadik Begs bekam, so bedeutete dies gemäß dem Gebrauche in solch unebenbürtigen Vereinigungen, daß er ihr als Sklave übergeben wurde, und da sie über seine persönlichen Eigenschaften viel Gutes vernommen hatte, setzte sie der Verheiratung keinen Widerstand entgegen, die bald nach der Entscheidung feierlich stattfand; sodann wurden dem glücklichen Ehepaar in des Nabobs Palaste Räumlichkeiten zum Bewohnen eingeräumt.

*

Ein paar von Sadiks Freunden freuten sich über sein Glück, denn sie sahen in der Verbindung, die er eingegangen war, Gewähr für sein Vorwärtskommen. Andere wieder betrauerten das Los eines solchen edlen, vielversprechenden Jünglings, der jetzt verdammt war, sein ganzes Leben lang die Launen und Stimmungen eines stolzen, kapriziösen Weibes zu ertragen. Einer seiner Freunde aber, ein kleiner Mensch namens Merdeck, der bei seiner Frau vollkommen unter dem Pantoffel stand, war über alle Massen erfreut und kicherte geradezu bei dem Gedanken, daß sich ein anderer in derselben Situation befand wie er selbst, und mit boshafter Freude wünschte er ihm Glück zu seiner Hochzeit.

„Ich gratuliere dir von Herzen," sagte er zu Sadik, „daß du es so gut getroffen hast."

„Ich danke dir, mein lieber Junge, ich bin wirklich außerordentlich glücklich und dies um so mehr, als ich sehe, welche Freude dies auch meinen Freunden bereitet."

„Meinst du es wirklich ernst, daß du glücklich bist?" sprach Merdeck mit einem Lächeln...

„Selbstredend," erwiderte Sadik.

„Unsinn," entgegnete sein Freund. „Wissen wir denn nicht alle, mit was für einem Zankteufel du zusammengeschlossen bist? Und ihr Temperament in Verbindung mit ihrem hohen Rang müssen zweifellos eine süße Gefährtin geben."

*

Dann brach er in ein lautes Lachen aus und der kleine Mann blickte geradezu stolz drein, als er sich dem Bräutigam so überlegen fühlte.

Sadik, welcher seine Lage und seine Gefühle kannte, war eher darüber amüsiert als gekränkt. „Mein Freund," sprach er, „ich verstehe vollkommen den Grund deiner Besorgnis wegen meines Glückes. Bevor ich heiratete, habe ich dieselben Gerüchte, die du mir hier erzähltest, von anderer Seite betreffs der Charaktereigenschaften meiner geliebten Braut gehört. Aber ich bin glücklich, sagen zu können, daß ich es ganz anders getroffen habe. Sie ist ein äußerst lenkbares und gehorsames Weib."

„Doch auf welche Weise wurde diese wunderbare Veränderung bewirkt?"

„Ich denke," sprach Sadik, „daß ich irgendwelches Verdienst daran habe, doch du sollst es hören.

Nachdem die Zeremonien unserer Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren, begab ich mich in meinem Soldatenkleide und das Schwert an meiner Seite in das Gemach Hoosseinees. Sie saß in einer äußerst würdevollen Stellung, um mich zu empfangen, und ihre Blicke waren alles, nur nicht einladend. Als ich den Raum betreten hatte, kam mir eine schöne Katze, offenbar ihr großer Liebling, mit Schnurren entgegen. Ich zog bedachtsam mein Schwert, schlug ihr den Kopf ab, nahm diesen in die eine Hand, den Körper in die andere, und warf dann beides zum Fenster hinaus. Dann wandte ich mich gleichgültig zur Dame, die irgendwie Angst zeigte. Doch machte sie keinerlei Bemerkung, sondern war in jeder Weise freundlich und unterwürfig und so ist sie es seither geblieben."

„Ich danke dir, mein guter Junge," sprach der kleine Merdeck mit einem bezeichnenden Kopfnicken, „dies war das Wort eines Weisen," und schon eilte er, sichtlich hoch erfreut, von dannen.

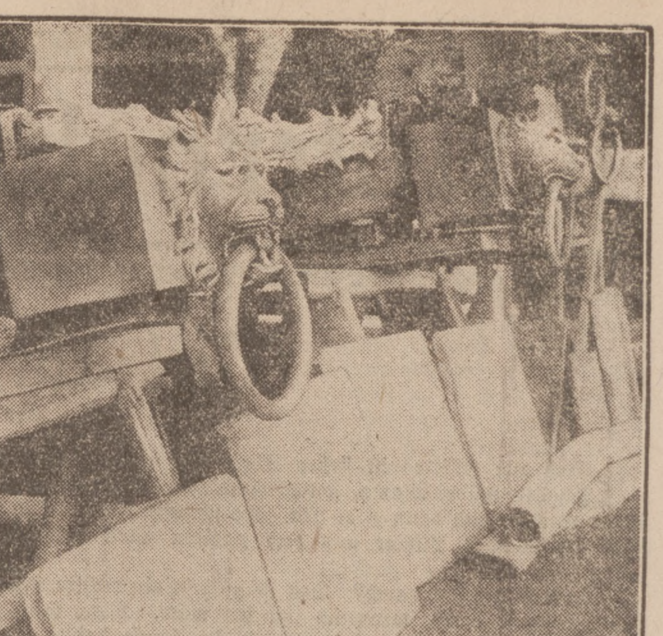
Es war beinahe Abend, als diese Unterredung stattgefunden hatte. Bald nachher, als der dunkle Mantel der Nacht sich über den hellen Glanz des Tages gelegt hatte, betrat Merdeck das Gemach seiner Gattin mit einer kriegerischen Pose, bewaffnet mit einem türkischen Schwert. Die arglose Katze kam nach vorne, so wie immer, um den Gatten ihrer Herrin zu begrüßen, doch binnen eines Augenblicks war ihr Kopf vom Rumpfe getrennt, durch einen Schlag jener Hand, die sie so oft geliebkost hatte. Merdeck, der sich so tapfer gezeigt hatte, bückte sich, um die abgetrennten Teile der Katze aufzuheben, doch bevor er dies bewerkstelligen konnte, legte ihn ein kräftiger Hieb seiner wütenden Frau platt auf den Boden.

Die Kunde hiervon und der Skandal verbreitete sich mit Windeseile von Ort zu Ort, und Merdecks Frau erfuhr augenblicklich, wessen Beispiel er nachgeahmt hatte.

„Nimm dies," sprach sie, indem sie ihm einen anderen Schlag versetzte, „nimm dies zur Belohnung, du schlechter Kerl. Du hättest," fuhr sie fort, indem sie ihn auslachte und verspottete, „du hättest die Katze am Hochzeitstage töten sollen."

Aus dem Englischen übertragen von Reismann.

*) Sir John Malcolm (1769—1833) war englischer Militär-Attache in Persien und wurde später Gouverneur von Bombay. Er schrieb mehrere Werke über Indien und Persien.



Fundstücke aus dem Prunkschiff des Caligula

das nach fast 2000jähriger Ruhe in der Tiefe des Nemi-Sees durch Auspumpen des Sees freigelegt wurde: bronzene Löwen-, Panter- und Wolfsköpfe, die die Balkenköpfe schmückten. Unten Steinplatten, mit denen das Schiff ausgelegt war.

Das Glück

Von Maxim Gorki.

... Es gab einen Augenblick, da war mir das Glück so nahe, daß ich beinahe in seine weichen Pfoten geraten wäre.

Das geschah bei einem Spaziergang. Eine große Gesellschaft von jungen Leuten hatte sich in einer schwülen Sommernacht auf den Fluren jenseits der Wolga, bei den Sterlettfischern zusammengefunden. Wir saßen um das Feldfeuer herum, löffelten die von den Fischern zubereitete Fischsuppe aus, tranken Schnaps und Bier; es wurde darüber gestritten, wie die Welt am schnellsten und besten umgestaltet werden könnte; dann zerstreuten wir uns, körperlich und geistig ermüdet, und jeder suchte sich nach Belieben einen Platz auf der abgemähten Wiese.

Ich entfernte mich von dem Feuer mit einem Mädchen, das mir klug und feinfühlig erschien. Es hatte warme, dunkle Augen, in seinen Worten erklang schlichte verständliche Wahrheit. Dieses Mädchen hatte für jedermann einen lieben Blick.

Wir gingen leise Seite an Seite; unter unseren Füßen knisterten zerbrechend die gemähten Grashalme, aus dem kristallenen Himmel, der die Erde überwölbte, ergoß sich der berauschende Strom des Mondlichtes.

Tief aufseufzend sprach das Mädchen:

„Herrlich! Wie die afrikanische Wüste, und die Heuschober sind die Pyramiden. Und heiß..."

Dann schlug sie vor, wir sollten uns zu einem Heuschober setzen, in den runden Schatten, der dicht war wie bei Tageshelle. Die Grillen zirpten, in der Ferne fragte ein melancholischer Gesang:

„Ach, warum betrogst du mich?"

Ich erzählte dem Mädchen heiß bewegt von dem Leben, das ich gekannt, und davon, was mir unbegreiflich war, aber plötzlich fiel meine Zuhörerin mit einem leisen Schrei rücklings hin.

Es war dies, glaube ich, die erste Ohnmacht, die ich gesehen, und einen Augenblick lang war ich ganz verwirrt, wollte schreien, um Hilfe rufen, erinnerte mich aber sogleich, was in solchen Fällen die wohlerzogenen Helden der mir bekannten Romane tun und riß den Gürtel ihres Rockes, ihrer Bluse und die Bänder ihres Leibchens auf.

Als ich ihre Brüste erblickte, die zwei kleinen, mit dichtem Mondlicht angefüllten, auf ihrem Herzen umgestülpten Silberschalen, überkam mich wie eine sengende Hitzwelle, die gierige Lust, sie zu küssen. Aber dieses Begehren überwindend, stürzte ich kopfüber zu dem Fluß, um Wasser, denn die Schrift lehrt, daß die Helden in solchen Fällen immer um Wasser laufen, es sei denn, daß der umsichtige Autor ein Bächlein zu dem Ort der Katastrophe hinströmen läßt.

Als ich jedoch, wie ein wildes Roß über die Wiese sprengend, zurückkehrte, den Hut voll Wasser, da stand die Kranke an den Heuschober gelehnt; sie hatte die Verheerungen ihrer Toilette, die ich angerichtet, bereits in Ordnung gebracht.

„Nicht nötig," sagte sie mit müder, leiser Stimme und schob meinen nassen Hut mit der Hand beiseite.

Dann ging sie von mir und zu dem Feldfeuer hin, wo zwei Studenten und ein Beamter immer dasselbe langweilige Lied leierten:

„Ach, warum betrogst du mich?"

„Habe ich Ihnen weh getan?", erkundigte ich mich, voll Verlegenheit über des Mädchens Schweigen.

Es antwortete sanft:

„Nein. Sie — sind nicht besonders geschickt. Immerhin... danke ich Ihnen natürlich..."

Mir schien, der Dank sei unaufrichtig.

*

Ich pflegte ihr nicht oft zu begegnen, aber nach diesem Ereignis wurden unsere Begegnungen noch seltener, bald verschwand sie gänzlich aus der Stadt, und ich traf sie erst nach vier Jahren auf einem Schiff wieder.

Sie kehrte von einem Wolgadorf, wo sie den Sommer verbracht hatte, in die Stadt zu ihrem Mann zurück, war guter Hoffnung, hübsch und lose gekleidet, auf dem Hals trug sie eine lange Goldkette und eine Brosche, groß wie ein Orden. Sie war hübscher und voller geworden und glich einem Schlauch voll kaukasischen Weines, wie solche von munteren Georgiern auf den heißen Plätzen von Tiflis feilgeboten werden.

„Nun," sagte sie, als wir in freundschaftlichen Gesprächen der Vergangenheit gedachten: „Nun bin ich verheiratet und so..."

Es war Abend. Auf dem Fluß glänzte das Spiegelbild der Himmelsröte. Die schaumige Spur des Dampfers verschwamm als breiter roter Spitzenstreifen in der blauen Ferne des Nordens.

„Ich habe schon zwei Kinder, erwarte das dritte," sprach sie im stolzen Ton eines Meisters, der sein Werk liebt.

Auf ihrem Schoß lagen Orangen in einer gelben Papiertüte.

„Und — soll ich's Ihnen sagen?" fragte sie, mit ihren dunklen Augen zärtlich lächelnd. „Wären Sie damals bei dem Heuschober, erinnern Sie sich, etwas kühner gewesen... hätten Sie mir... ei nun, etwa einen Kuß gegeben... ich wäre heute Ihre Frau... Ich habe Ihnen... ja doch gefallen? Komischer Kauz, ums Wasser sind Sie gelaufen... oh, Sie..."

Ich erzählte ihr, daß ich mich benommen hätte, wie es in den Büchern steht, und daß nach der Schrift, die zu jener Zeit für mich heilig war, das ohnmächtige Mädchen zuerst mit Wasser bewirtet werden mußte, geküßt aber erst dann werden durfte, wenn es die Augen öffnete und ausrief:

„Ach, wo bin ich?"

Sie lachte ein wenig, dann sagte sie nachdenklich:

„Das ist ja eben das Unglück, daß wir immer nach der Schrift leben wollen... Das Leben ist breiter, klüger als die Bücher, mein Herr... Das Leben gleicht den Büchern gar nicht ... ja, ja ..."

Sie nahm eine Orange aus dem Papierbeutel, betrachtete sie aufmerksam und warf stirnrunzelnd hin:

„Der Schuft hat mir doch eine faule hineingeschmuggelt..."

Und sie warf die Orange mit einer linkischen Bewegung über Bord — ich sah, wie der gelbe Ball sich in der Luft drehte und dann im roten Schaum verschwand.

„Nun, und jetzt, leben Sie noch immer nach der Schrift?"

Ich schwieg, sah nach dem Ufersand hin, den der Sonnenuntergang flammend rot färbte, und weiter nach der Leere der rotgoldnen Wiesen.

Umgekippte Boote lagerten auf dem Sand wie große tote Fische. Auf dem Gold des Sandes ruhten die Schatten trauriger Weiden. Weit draußen in den Wiesen standen in Hügeln die Heuschober; ich gedachte ihres Vergleiches: „Wie eine afrikanische Wüste, und die Heuschober sind die Pyramiden."

Sie schälte eine zweite Orange und wiederholte in einem überlegenen Tone und gleichsam strafend:

„Ja, ja, ich wäre jetzt Ihre Frau..."

„Ich danke," sagte ich, „ich danke Ihnen."

Und mein Dank war aufrichtig.

(Uebersetzung von S. Borissow.)

Graf Claus Eckerberg

Von Jb. Lange.

Zwei schwedische Zeitungen wurden im schiefen Winkel gegeneinander gehalten — und zwar in einem Pariser Cafee, nicht unweit der Place de l'Opera.

Als der eine Herr schließlich seine Zeitung zusammenlegte, tat der andere fast mechanisch dasselbe, indem er sich gleichzeitig etwas vornüberbeugte.

„Entschuldigen Sie, ich darf wohl annehmen, daß wir Landsleute sind — und mir deshalb den Vorschlag erlauben, die Zeitungen auszutauschen? Möglicherweise wäre uns beiden damit gedient..."

Der Angeredete nickte zustimmend.

„Gewiß — tausend Dank — ausgezeichnet!"

Wiederum wurde schweigend gelesen. Diese Beschäftigung war indessen für jenen Herrn, der zuerst das Wort ergriffen hatte, nur ein Vorwand. Nach kurzer Zeit legte er die Zeitung fort und erhob sich.

„Verzeihung — in Anbetracht dessen, daß wir Landsleute sind, gestatten Sie vielleicht, daß ich mich vorstelle: — Graf Eckerberg."

Einen Moment prägte der Ausdruck tiefsten Erstaunens das Gesicht des anderen Herrn, aber dieses Erstaunen wich, bald einem scharf beobachtenden Ausdruck in dem sonst recht schlaffen und müden Gesicht.

Er neigte den Kopf fast unmerklich.

„Ja — ich hoffe — daß Sie mir mein Benehmen nicht verübeln — aber, da es lange her ist, daß ich meine Muttersprache hörte, hatte ich den Wunsch mich vorzustellen."

„Natürlich — gewiß..."

„Ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Sie zu bitten, mir das Vergnügen zu bereiten, ein Glas mit mir zu trinken — Sie werden die Freude verstehen, endlich wieder seine Muttersprache reden zu dürfen..."

Nach erfolgter schweigsamer Verbeugung des andern wurde der Wein bestellt und die Gläser erhoben.

„Hoch lebe das alte Schweden!"

„Graf Eckerberg — sagten Sie — auf Brobyhof taxiere ich...?"

„Ja — ja — kennen Sie—?"

„Ach nein, ich habe nur einmal davon gehört — gibt es übrigens mehr als einen Herrn dieses Namens?"

„Mehr als einen Eckerberg? Ja, meinen Bruder Preben — dessen werden Sie sich wahrscheinlich entsinnen? Uebrigens — da wir nun mal so gemütlich beieinander sitzen, Sie vergaßen es wohl... wie ist Ihr werter Name?"

„Nein — es war keineswegs eine Vergeßlichkeit von mir — aus gewissen Gründen wünsche ich incognito zu reisen — ja — bitte mich nicht mißzuverstehen..."

„Nein — durchaus nicht — Gott bewahre — Sie werden wohl verstehn, daß es etwas schwierig ist — ich bin nämlich in momentaner Geldverlegenheit — es handelt sich nur um 100 Franks — aber..."

„Spielt gar keine Rolle — bitte sehr!"

„Vielen Dank — vielleicht sind Sie so gut, mir Ihr Hotel zu nennen und mir eine Deckadresse zu geben unter der ich Ihnen das Geld senden könnte — falls..."

„Aber ich bitte Sie — das spielt absolut keine Rolle — wirklich nicht!"

Graf Eckerberg zahlte und die Herren erhoben sich. Auf der Straße verabschiedeten sie sich. Herr Incognito nahm ein Auto, aber während er einsteigen wollte, blieb er plötzlich stehn.

„Ach — ich vergaß ja ganz, Ihnen meine Adresse zu geben, Graf Eckerberg — bitte sehr!"

Er reichte ihm eine Visitenkarte, stieg schnell ein und schlug die Tür zu.

Der andere blieb noch lange, nachdem das Auto verschwunden war, mit der Karte in der Hand stehn und las:

Graf Claus Eckerberg,
Brobyhof.

Madame Popy

Von Konrad Kubra.

Als ich 1929 zum erstenmal nach Athen kam, zählte die Hauptstadt Griechenlands dreihunderttausend Einwohner. Nach dem griechisch-türkischen Kriege von 1922 kamen große Scharen von griechischen Flüchtlingen aus Kleinasien herüber. Hunderttausende landeten im Piräus und wurden dort und in den Vororten der Hauptstadt notdürftig untergebracht. In der folgenden Zeit wuchs die Bevölkerung so gewaltig, daß Athen heute, nach Abschluß der Flüchtlingsbewegung, etwa eine Million Einwohner zählt.

Ich kam zu Beginn des Jahres 1925 wieder und sah mit Erstaunen, daß die Stadt ihr Gesicht vollständig verändert hatte. Neue Stadtteile, Siedlungen und Straßenzüge waren wie Pilze aus dem Boden gewachsen. Der Verkehr auf den Straßen hatte sich verdoppelt und die Zahl der Bettler schien Legion geworden zu sein. In den Flüchtlingsbezirken herrschte furchtbare Wohnungsnot. Ein großer Teil der Vertriebenen hauste in elenden Bretterbuden und in Zelten auf der nackten Erde. Straßenweit gab es weder Wasserleitungen noch Bedürfnisanstalten. Arbeitslosigkeit, Hunger und Seuchen waren das Los dieser von tollgewordenen Militaristen an den Bettelstab gebrachten Bevölkerung.

Tagelang lief ich herum, ohne ein passendes Unterkommen zu finden. In den Hotels forderte man für das einfachste Zimmer einen unverschämten Preis, den ich auf die Dauer nicht bezahlen konnte. Schließlich lernte ich durch Zufall eine ältere Frau kennen. Sie vermietete mir nach längerem Zureden ein kleines Zimmer für gutes Geld.

Madame Popy, so hieß meine Wirtin, war etwa 55 Jahre alt, von mittlerer Größe, mager und grauhaarig. Sie ging nach der Mode der Vorkriegszeit gekleidet. Wenn sie auch wenig Wert auf ihre äußere Erscheinung legte, so konnte man ihrem Wesen und ihren Manieren doch entnehmen, daß sie einstmals bessere Tage gesehen hatte. Sie sprach außer griechisch geläufig französisch und war auch in der englischen und russischen Sprache bewandert. Madame Popy hatte keine Kinder und anscheinend auch keine Verwandten — aber sie besaß fünf Hunde. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, doch es war Tatsache. Sie hatte einen Jagdhund, einen Dackel und außerdem drei andere Kläffer, deren Rasse ich nicht definieren konnte. Madame war empört, als ich es wagte, diese struppigen Gesellen Bastarde zu nennen.

Den ganzen Tag war sie mit den Tieren beschäftigt; wenn sie aus dem Hause oder nur in den Hof ging, wenn sie auf das flache Dach stieg: die Hundekompanie folgte ihr auf den Fersen. Eines Tages war der Dackel, ihr Liebling, verschwunden. Da bekam sie einen solchen Anfall, daß ich an ihrem gesunden Verstande zweifeln mußte. Sie weinte, wütete gegen Gott und die Welt, rannte die Straßen auf und ab und alarmierte die Polizei. Alles vergebens, der Dackel kam nicht zurück. Lange Zeit fiel es ihr schwer, über den Verlust ihres kleinen Favoriten hinwegzukommen. Oft fand ich sie weinend bei ihren Hunden sitzen, die solchen Grad von Trauer um einen der Ihrigen offenbar nicht verstanden.

Einige Wochen vergingen. Im Hause der Frau Popy ereignete sich nichts Besonderes. Dann bemerkte ich eines Tages, daß meine Kleiderbürste verschwunden war; zwei Tage später vermißte ich einen Kamm, am nächsten Tage fehlte ein Stück Seife. Mein Verdacht richtete sich auf Madame Popy, weil sonst niemand mein Zimmer betreten haben konnte und ein Einbrecher sich nicht mit solchen Kleinigkeiten begnügt hatte. Ich stellte sie zur Rede — mit überraschendem Erfolg. Sie brachte sofort ganz unbefangen alles, was ich vermißt hatte, in mein Zimmer zurück und entschuldigte sich nicht einmal. Ich war weniger empört als erstaunt und fragte mich ernsthaft: Sollte die gute Hundemutter ihren Verstand verloren haben?

Bald erfuhr ich, daß ich nicht der einzige war, der sich diese Frage vorlegte. Um die Abendstunden pflegte ich ein kleines, in der Nähe gelegenes Kaffeehaus aufzusuchen, in dem man für billiges Geld Tee, Kaffee und Limonaden bekam. Es war eines jener typisch orientalischen Lokale, die dem Athener Straßenbild das eigentümliche Gepräge verleihen. Bald hatte ich das Vertrauen des kleinen flinken Kellners erworben. Er hieß Stephan und suchte die paar Brocken Deutsch, die er verstand, bei jeder Gelegenheit anzubringen. Ich erzählte ihm, daß ich bei Madame Popy wohnte. „Madame Popy!" rief er aus, „immer Hunde, nicht wahr? Alle Tage Hunde — Madame etwas verrückt." Ich versuchte von ihm etwas näheres über meine Wirtin zu erfahren, doch er blieb mir eine befriedigende Erklärung schuldig. Nachdenklich machte ich mich an diesem Abend auf den Heimweg. Der Mond stand groß und prächtig über dem Hymettos. In der Ferne, hinter den Säulen der Akropolis, schimmerte silbern ein schmaler Streifen der Bucht von Phaleron. Ich beachtete die seltene Schönheit dieser nächtlichen Landschaft kaum. Meine Gedanken beschäftigten sich mit Madame Popy. Wie sollte ich mir diese ungewöhnliche Vorliebe für Hunde erklären? War sie eine Folge ihrer Geistesverwirrung? Welches Erlebnis mochte ihren Verstand getrübt haben? Als ich an einer Kirche vorbeikam, wurde ich von meinen Betrachtungen abgelenkt. Auf der Marmortreppe, die zu den Säulen des Portals hinaufführte, sah ich eine Bettlerin sitzen. Sie hielt einen Säugling im Arm, hatte den Kopf an die Mauer gelehnt und schlief. Ueberall in Athen konnte man zur Nachtzeit auf den Treppen und in den Nischen öffentlicher Gebäude ähnliche Gestalten hocken sehen. Es waren Flüchtlinge aus dem Piräus, die den mühevollen Weg zum Hafen hinunter scheuten und es vorzogen, die Nacht im Zentrum der Stadt unter freiem Himmel zuzubringen.

Frau Popy hatte die Nachforschungen nach ihrem verlorengegangenen Dackel eingestellt. Ich war froh, daß sich die lästige Hundegesellschaft wenigstens um eines ihrer Mitglieder vermindert hatte. Um so größer war mein Erstaunen, als ich eines Morgens im Hausflur einen großen Köter erblickte, der noch nicht das Vergnügen gehabt, hatte, meine Bekanntschaft zu machen und darum drohende Haltung annahm. Madame rief ihn zu sich und streichelte ihn liebevoll. Aufgebracht über diesen mehr als unerwünschten Familienzuwachs rief ich: „Sie wollen dieses Monstrum von einem Hunde doch nicht im Hause behalten?" „Sehen Sie nur, welche klugen Augen er hat", sagte sie, „ein Hund ist treuer und zuverlässiger als ein Mensch. Warum sollte ich ihn nicht behalten?" „Werden Sie glücklich mit ihm!" rief ich wütend. „Ich halte es auf jeden Fall in dieser Umgebung nicht länger aus. Man ist ja seines Lebens nicht mehr sicher." Ich kündigte auf der Stelle zum nächsten Termin. Madame nahm es gelassen hin, aber sie blieb von nun an wortkarg und ging mir bei jeder Gelegenheit aus dem Wege. Offenbar fühlte sie sich sehr beleidigt.

Ich bemühte mich jetzt in der Nachbarschaft eine andere Wohnung aufzutreiben und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß meine Wirtin nicht Popy, sondern Pawlidis hieß. Popy war ihr abgekürzter Vorname, mit dem sie von allen näheren Bekannten angesprochen wurde. Zugleich mit dieser Neuigkeit hörte ich auch Einzelheiten aus ihrer Lebensgeschichte.

Frau Pawlidis, genannt Popy, stammte, wie ich richtig vermutet hatte, aus wohlhabender Familie. Auf Wunsch ihres Vaters, eines thessalischen Großgrundbesitzers, heiratete sie in verhältnismäßig jungen Jahren einen Athener Fabrikanten. Dieser lebte bald über seine Verhältnisse und griff zum Revolver, als er sein ganzes Vermögen verspekuliert hatte. Nach dem Tode ihres Gatten verließ Madame Popy die griechische Hauptstadt und zog aufs Land, zu ihrer Freundin nach Kephisia. Dort traf sie ein Unglück, das ihr späteres Leben in verhängnisvoller Weise beeinflußte. Auf einem Spaziergang am Abhang des Pentelikon wurde sie von Straßenräubern überfallen, bis auf die Haut ausgeplündert und in eine trockene Zisterne geworfen. Zwei Tage und Nächte lang lag sie dort und rief vergeblich um Hilfe. Vor Hunger und Durst erschöpft gab sie sich bereits verloren, als sie endlich, am Morgen des dritten Tages, von einem im Felde herumstreifenden Hunde aufgespürt wurde. Das Tier wich nicht vom Rande der Zisterne. Es heulte und winselte so lange, bis ein paar Bauern aufmerksam wurden, herbeieilten und die Frau aus ihrer schrecklichen Lage befreiten. Seit diesem Tage war sie geistesgestört.

Nachdem ich diese Geschichte gehört hatte, wurde mir das seltsame Wesen der Frau Popy klar. Jetzt verstand ich ihre krankhafte Vorliebe für Hunde und nahm keinen Anstoß mehr daran, daß sie sich tagaus tagein ausschließlich mit der Sorge um das Wohlergehen ihrer Vierfüßler befaßte.

Jeden Mittag pflegte Madame Popy mit einem Korb bewaffnet fortzugehen. Dann lagen die Hunde auf dem Balkon, einer neben dem andern, blickten mit größter Aufmerksamkeit die Straße hinauf und hinab und durchschnupperten die Luft. Ihr Gekläff wurde immer unerträglicher, ihre Unruhe wuchs von Minute zu Minute und erreichte den Höhepunkt, wenn Madame wieder auf der Bildfläche erschien. Sie brachte ihren Korb mit Knochen und Speiseresten gefüllt zurück, schüttete den Inhalt im Hausflur aus und verteilte die Beute sorgsam unter die Hundegesellschaft, die sich sogleich mit hungrigem Gebell darüber hermachte. Diese Abfälle erhielt Madame regelmäßig in einer benachbarten Speisewirtschaft geschenkt. Nie werde ich den Auftritt vergessen, der sich ereignete, als Madame Popy eines Tages von dem üblichen Ausgang mit leerem Korbe zurückkehrte. Wie gewöhnlich war sie in das Restaurant gegangen, um das Futter für ihre Hunde abzuholen. Sie wurde diesmal abgewiesen, weil der Koch die Speisereste bereits einigen heißhungrigen Flüchtlingskindern gegeben hatte. Madame versuchte nun ihr Glück an anderer Stelle; aber überall wurden ihr die Abfälle mit dem Hinweis auf die Flüchtlinge verweigert. Darum mußte sie schließlich unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren. Heulend und kreischend kam sie angerannt. Die Hunde sprangen hungrig an ihr empor und vollführten ein wahres Höllenkonzert. „Diese verdammten Flüchtlinge!" schrie sie. „Wären sie doch von den Türken massakriert worden, wären sie doch alle im Meer ersoffen oder vor Hunger krepiert!" So wütend wie diesmal hatte ich sie noch nie gesehen. Sie gebrauchte die schlimmsten Flüche und gemeinsten Schimpfworte, um ihren Haß gegen die Flüchtlinge zum Ausdruck zu bringen. Sie tobte so lange im Hause herum, bis sie vor Erschöpfung zusammenbrach.

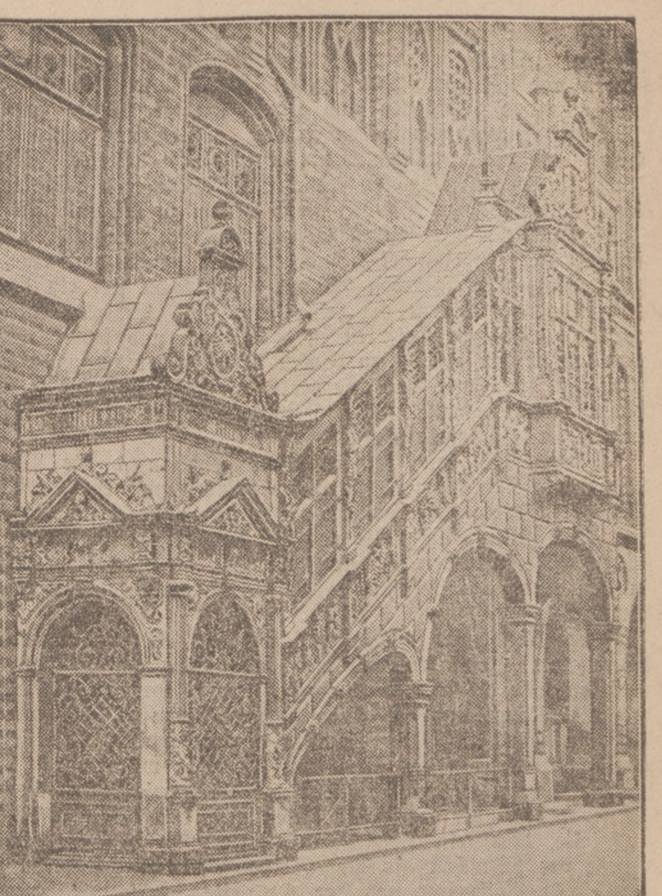
Von diesem Tage an war Madame Popy nicht mehr zu genießen. Bald blieb ihr nichts anderes übrig, als das Futter für die Hunde zu kaufen, denn sie hatte bei den Speisewirtschaften kein Glück mehr und kehrte fast immer mit leerem Korbe nach Hause zurück. Da ihr weniges Geld bald verbraucht war, versuchte sie mich anzupumpen. Ich gab ihr nichts als den Rat, wenigstens die beiden schlimmsten Fresser, den Jagdhund und den monströsen Nachfolger des Dackels fortzujagen. „Unter keinen Umständen," sagte sie, „sie bleiben alle bei mir, alle fünf. Ich werde schon sehen, wie ich mit ihnen durchkomme."

Ich konnte nicht mehr lange beobachten, wie es ihr gelang, sich Hilfe zu verschaffen. Ich fürchtete auf jeden Fall eine Katastrophe, denn ihre Wutanfälle wurden immer häufiger und schrecklicher. Begreiflicherweise war ich froh, als der Tag meines Umzuges herankam.

Meine neue Wohnung lag im Bezirk des Theseustempels am entgegengesetzten Ende der Stadt. Erst viele Monate später, zu Beginn der Regenzeit, kam ich einmal in die Nähe meiner früheren Behausung. Ich besuchte das Kaffeehaus, in dem ich mich manchmal mit dem Kellner Stephan unterhalten hatte. Der kleine Kerl war immer noch da und erinnerte sich meiner sofort. Ich setzte mich an einen der winzigen runden Tische. Stephan brüllte sein „ena vari gliko" zum Schanktisch hinüber. Dann brachte er mir „einen sehr süßen" Kaffee. Er war überglücklich, daß er seine deutschen Sprachkenntnisse wieder einmal an den Mann bringen konnte, und wir plauderten eine ganze Weile miteinander. Plötzlich fragte er mich:

„Sie schon wissen — Madamy Popy?"

Ich zuckte die Achseln. „Oh! Madame Popy!" rief er aus, „schon lange tot — ganz verrückt — sich selber aufhängen." — „Und die Hunde?" fragte ich ihn. „Alles verschwunden," antwortete er, „vielleicht aufgefressen. Flüchtlinge viel Hunger haben — sehr viel Hunger."



Treppe am Lübecker Rathaus

Das Totenlied

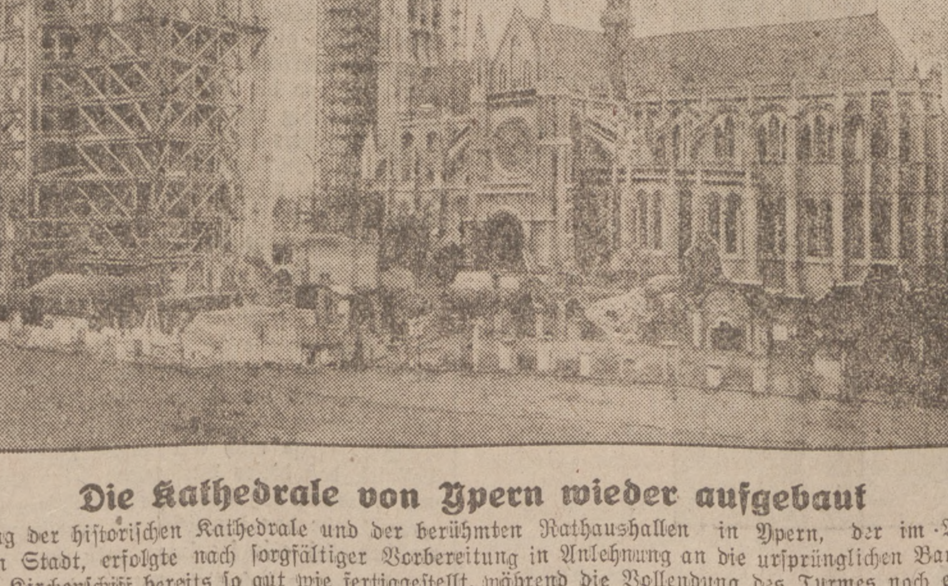
Auf dem Schindanger baumelte der Leichnam des Betjarenhauptmanns Josef Kandula vom Galgen hernieder. Von drüben her, aus der Mörderschenke, kamen starke Klänge, die aus der Geige des Zigeuners Piderka stammten. Es war ein unruhige Nacht. Der Mond hatte ein ungesundes, rotes Leuchten und die Wolken flogen wie große, wunderlich geformte Kähne dahin. Etwas weiter westwärts lag ein dunkler Strich, das Steppendorf, schlafend.

Um Mitternacht verstummte in der Mörderschenke die Fiedel. Ein lautes Schreien, Poltern und Krachen hieb an. Die Tür flog mit einem Knall auf, und von Flüchen und groben Verwünschungen begleitet, rollte eine schwarze Gestalt den Hang hinunter und blieb unbeweglich im Graben liegen. Dann wurde die Tür geschlossen und alles fiel in das frühere Schweigen zurück.

Michael Pozna saß während der ganzen Zeit im Schatten der großen Ulme und starrte aufwärts, wo die Konturen des Gehenkten sich scharf vom Nachthimmel abhoben. Von Zeit zu Zeit strich er sich die dichten Strähnen seines grauen Haares aus dem Gesicht, weil es ihm über die Augen fiel, wenn er sich vorneigte, um die Pfeife auszuklopfen oder neuen Tabak aufzulegen. „Hm ... hm," machte er nach einer Weile, „da hängst du nun. Mein Gott, wir wußten's ja beide, daß es einmal so kommen mußte. Weißt du noch, wie wir dem dicken Herrn von Somari die Braut stahlen und einen Besenstiel ins Brautbett legten und ihn selbst obendrauf? Und wie du und ich ihrem Liebsten, der ein armer Teufel war, noch zur gleichen Stunde einen Sack voll Gold brachten und den Pfarrer dazu? Das war eine schöne Zeit! Aber später ist es anders geworden. Es war, als ob der Teufel in dich gefahren wäre an jenem Tage, als wir den Landrichter bei deinem Mädchen fanden. Viel Blut forderte deine teuflische Gesinnung, viel Blut. Und wir hielten zu dir Josef Kandula, wurden Mörder, und sie fingen uns, einen nach dem andern, bis nur wir beide mehr übrig waren, du und ich. Und da hängst du nun..."

Aus der Richtung der Mörderschenke, die schon friedlich und mit schwarzen Fenstern schlafend lag, kamen Schritte. Katzenartige Schritte. Michael Pozna spitzte die Ohren. Er richtete sich leise auf, um im Notfall schnell sein Pferd erreichen und fliehen zu können.

Es war eine dunkle Gestalt, und sie blieb unweit des Galgens stehen und lugte ängstlich nach allen Seiten umher. Als sie niemanden sah und annahm, allein zu sein, wandte sich die Gestalt dem Galgen zu und zog tief den Hut. Der Mond hatte einige Zeit lang versteckt hinter Wolkenwänden gelegen. Jetzt aber lüftete er die Schleier und überstrahlte die Ebene mit seinem Glanze.



Die Kathedrale von Ypern wieder aufgebaut

Die Wiederherstellung der historischen Kathedrale und der berühmten Rathaushallen in Ypern, der im Weltkriege heißumkämpften flandrischen Stadt, erfolgte nach sorgfältiger Vorbereitung in Anlehnung an die ursprünglichen Bauformen. Wie unser Bild zeigt, ist das Kirchenschiff bereits so gut wie fertiggestellt, während die Vollendung des Turmes noch einige Zeit dauern wird.

„Piderka," murmelte Michael Pozna freudig überrascht vor sich hin. „So hat er doch Wort gehalten." Vergangene Bilder stiegen vor ihm auf. Vor Jahren einmal fand Josef Kandula den Zigeuner zerschlagen und krank am Wegrande kauernd. Mächtiger Hunger plagte den Armen. „Spiele uns etwas vor!" sagten die Leute zu ihm, wenn er um Brot bettelte. Piderka jedoch konnte nicht spielen, denn starke Schmerzen wühlten in seiner Brust, daß er glaubte, gleich sterben zu müssen. Da kam Josef Kandula mit seinem Schecken dahergesprengt, stolz und aufrecht wie ein richtiger König. Piderka machte nur eine unsichere Bewegung mit den Händen. Und schon fiel ein Beutel mit klingender Münze vor seine Füße hin. Piderka warf sich vor dem mächtigen Betjaren in den Staub und sagte: „Herr, was soll ich tun, um dir zu danken?" Aber der Hufschlag klang schon aus der Ferne, und aus der Ferne klang auch die Glockenstimme Josef Kandula und sein Lachen: Spiel mir das Totenlied, wenn ich einstens hänge!"...

Schau, schau, nun hat er Wort gehalten, dachte Michael Pozna und stützte den Kopf in die Hände, um besser hören zu können. Piderka aber, der den Betrunkenen Nacht für Nacht in der Mörderschenke aufspielte und den sie stets, wenn der Rausch seinen Höhepunkt erreicht hatte, zur Tür hinauswarfen, daß er in den Graben kollerte, Piderka begann leise seine Geige zu stimmen.

Der Mond war wieder verschwunden, aber die Windstille dauerte an. Josef Kandula hing regungslos am Galgen. Da ertönten leise die ersten Klänge des Totenliedes, das so alt ist wie die Steppe und das Piderka von seinem Vater gelernt hatte, weil es in seiner Familie als wertvolles Vermächtnis von den Vätern an die Söhne weitergegeben wurde.

Zu Beginn war es schüchtern und klang wie Rufen aus der Ferne. Dann aber ergriff ihn dieses Lied, das er einem Manne aufspielte, dem sein Herz gehört hatte, und den er, der die Gesetze der Menschen als Angehöriger einer ausgestoßenen und verachteten Rasse nur von der Kehrseite her kannte, verehrt hatte wie einen Helden.

Das Totenlied war ein Lied der Steppe.

Piderka, der Zigeuner, erzählte seinem Helden, was seine Väter und Großväter ihren Helden erzählt hatten: wie grenzenlos die Ebene ist, wie aber fern an ihrem Rande irgendwo der liebe Gott der Christen sitzt und auf den gehetzten müden Betjaren wartet, mit einem leisen Lächeln und offenen Armen. Dieser Piderka war sehr einfältig, daß er so etwas spielte, denn Josef Kandula war ein ruchloser Mörder gewesen, der mehr auf dem Gewissen gehabt hatte, als zehn Geistliche hätten verzeihen können. Aber Piderka war nur ein Zigeuner und jener Gehenkte war das Ideal seines Lebens, dieses verprügelten, von sehr wenigen Freuden erhellten Lebens — und darum war er gekommen, um sein Wort einzulösen, obschon er auch heute sehr hungrig war und drei schwarze schreiende Rangen daheim auf ihn und auf Brot warteten.

Piderka ließ den letzten, wundervoll zarten Ton aus seiner Geige rinnen, zog dann den Hut, verneigte sich ehrerbietig und sagte: „Küß' die Hand gnädiger Herr!"...

Das Totenlied war ein seltsames Lied und ein selten gehörtes dazu, denn niemals spielte es jemand einem Lebenden auf. So kam es, daß unter der großen Ulme ein altes Betjarenherz in Schmerz und Dankbarkeit erbebte und ein schwerer Beutel voll Gold durch die Luft gesaust kam und vor Piderkas Füße niederfiel. Piderka dachte nicht anders, als daß der Tote ihn auf diese Weise für sein Spiel belohnen wollte. Er hob die Augen zu dem Gehenkten auf, was er bisher ängstlich vermieden hatte. Der war doch wirklich ein großer Herr, ein Held...

„Herr," sagte er und sein Rücken krümmte sich wie immer, wenn er mit großen Herren sprach, „ich habe es nicht darum getan. Es war mein Pflicht, Herr! Entsinnst du dich noch?"

Aber der Tote hing regungslos und rührte sich nicht.

„Herr," sagte Piderka, „wohl habe ich ein paar hungrige Rangen daheim. Darf ich es also behalten?"

Da fuhr mit einem Male ein Windstoß über die Ebene daß die Bäume sich ächzend vornüber neigten und Josef Kandula schlenkerte mit den Beinen und es war, als nickte er auch mit dem Kopfe. Alexander von Sacher-Masoch.

Pech

Von Peter Scher.

Krulle stand vor dem Spiegel und sah sich lange prüfend an. Gut! dachte er dabei, die Zeit hat es besser besorgt, als der Friseur es schaffen könnte. Graumeliert ist die große Mode. Aber die aparte Wirkung ist eine Sache für sich. Wenn die gleichmäßig braune Hautfarbe nicht wäre—! Gott sei Dank, ich habe sie.

In der Tat: die mit dem ursprünglichen Dunkelbraun des Haares durchsetzte silbrige Tönung wirkte verblüffend jugendlich.

Krulle reckte die Arme und ließ triumphierend den Brustkorb hervortreten. Es war erwiesen, daß er es mit dem Jüngsten aufnehmen konnte. — Aufnehmen? Oho! —

Er wiegte sich in den Hüften. Die Jüngsten konnten froh sein, wenn sie mit ihm Schritt hielten. Er, der graumelierte Krulle, hatte in ungezählten Fällen erlebt, daß die jungen Mädchen mit den Jünglingen nichts anzufangen wußten. Ueber was konnte so ein junges Ding mit den Gleichaltrigen reden? Sport und nichts als Sport. Eine klagte es der andern. Es war ein offenes Geheimnis, daß sie aus diesem Grunde zu gereiften Männern flüchteten, die natürlich gut aussehen mußten.

Ohne Zweifel — graumeliert ist Trumpf. Krulle nahm die Hanteln hoch, ging in Kniebeuge und arbeitete in schweigendem Ernst geraume Zeit. Mit Genugtuung stellte er fest, daß seine Gelenke wie in geölten Scharnieren gingen. Da fehlte nichts.

Er zündete sich eine Zigarette an und ging mit federnden Schritten die Straße hinunter. Die Sonne schien, Vögel sangen, alle Menschen hatten heitere Gesichter. Krulle fand, daß Gott ihn ausersehen habe, diesen Tag als einen Sonntag zu erleben. In der offenen Straßenbahn, mit der er vor die Stadt hinausfahren wollte, saß er, seine aromatische Zigarette rauchend, vom frischen Luftzug umspielt, und betrachtete mit ungewöhnlich wachen Sinnen die vorüberflitzende Buntheit der Straße.

Ein alter Herr neben ihm, der an diesem Morgen mit dem verkehrten Fuß aus dem Bett gestiegen sein mochte, und mit Blicken um sich stierte, denen man ansah, daß ihn nichts heiterer stimmen konnte, es sei denn die Gelegenheit, die gallige Stimmung an den Mann zu bringen — dieser muffige Alte hatte sich schon längere Zeit mit sauerer Miene über Krulles heitere Ausgeglichenheit geärgert. An einer Straßenbiegung, als die Bahn mit jähem Ruck herumfuhr und Krulle gegen den alten Herrn geschleudert wurde, wobei sich auch noch etwas glühende Zigarettenasche auf dessen Aermel entlud, bot sich endlich der ersehnte Anlaß zu einem Ausbruch.

„Passen Sie doch auf!" keifte der Alte giftig, und es lag etwas in seinem Ton, das Krulle bestimmte, sich nicht gerade übertrieben höflich zu entschuldigen. Das kam jenem nur gelegen; er erhob ein wütendes Gebelfer. Krulle antwortete, es ging hin und her und schließlich schrie der aufgeregte Alte: „Schämen Sie sich! — Sie junger Mensch, Sie!"

Krulle klangen diese Worte lieblicher als das Menuett aus dem „Don Juan in den Ohren. Am liebsten hätte er dem bissigen Alten die Hand geschüttelt. Er strahlte über das ganze Gesicht, was wiederum seinem Gegner eine Bestätigung besonderer Herzensrohheit dünkte und zur Folge hatte, daß er, zu den anderen im Wagen gewendet, noch mehrmals zeternd bemerkte, von so einem jungen Menschen brauche man sich doch nicht alles gefallen zu lassen. — Krulle beschloß, dem Auftritt ein Ende zu machen. Er sprang, bevor noch der Wagen die Haltestelle erreicht hatte, mit behendem Schwunge ab. —

Hinter ihm hüpfte ein junger Bursch herunter, der das Bedürfnis empfand, Krulle anzusprechen. Indem er eine Armbewegung erst nach der Straßenbahn, dann auf Krulles Gehwerkzeuge machte, sagte er in arglos fröhlicher Anerkennung:

„Alle Achtung, Herr — wie ein Junger!" —

„Hm..." Krulle, der Graumelierte, bot dem freundlichen Jüngling eine Zigarette an. Mehr sagte er nicht. Aber es schien, daß er seinen Weg etwas weniger hochgespannt fortsetzte, als er ihn begonnen hatte.

Tante Amalie und die Psychoanalyse

Humoreske von Bruno Gersbach.

Ich beschäftige mich mit Psychoanalyse. Wer beschäftigt sich heute nicht damit? Alle Welt tut es. Es ist der dernier cri auf dem Gebiet der psychologischen Wissenschaft.

„Ich als angehender Jurist habe besondere Ursache dazu", sagte Paul Pripus, mein Freund.

Ich habe mich auf das Gebiet der Fehlleistungen festgelegt. Einmal ist es als das leichteste Kapital in einem psychoanalytischen Almanach angegeben, und das hat schon viel für sich... Dann aber — —

Und damit beginnt diese Geschichte.

Sie könnte auch mit jenem Brief beginnen, der eines Tages aus Büttelberge ankam und von Tante Amalie an meinen Papa adressiert war. Er besagte nichts weniger, als, daß Tante Amalie ihrer Feld-, Wald- und Wiesenromantik überdrüssig sei und sich ein wenig in die Gefahren der Großstadt stürzen wolle. Wobei sie uns die Ehre ihres Besuches zu schenken gedachte.

„Sie könnte doch ebenso gut im Hotel wohnen, sie hat es ja dazu," wehklagte Papa mit gerungenen Händen, wobei er fast den Kronleuchter herabstieß und somit die Begrenztheit unserer Wohnräume glänzend dokumentierte.

Mutter schrie, sie könne dieses affektierte Frauenzimmer, diese uralte blöde Ziege für den Tod nicht ausstehen und wolle sich lieber in den Kanal stürzen.

„Na, dann schreibt ihr doch ab, ihr seid verreist oder so.. Oder gerade heraus, sie möge Büttelberge durch ihren Abgang nicht unglücklich machen", sagte ich einfältig.

Papa stellte sich vor mich hin und sagte resigniert: „Du sprichst wie ein Tropf. Du vergißt, daß sie annähernd eine halbe Million besitzt, und wir ihre einzigen Erben sind. Was läßt sich da schon tun? Nichts als hoffen, daß sie sich bald zu ihren Vätern versammelt."

„Da kannst du lange warten", sagte Mutter höhnisch, die überlebt uns noch alle. So ein zähes Leben, da beißt nicht mal der Satan an."

„Jedenfalls heißt es vorerst, sie so höflich als möglich aufzunehmen. Sie darf um alles in der Welt nicht merken, wie wir sonst über sie denken. Sie würde uns glatt enterben, zugunsten irgendeine Altweiberspitzels."

Es fügte sich, daß ich Tante Amalie abholen sollte. Mama hatte plötzlich heftige Migräne und Papa war untrennbar von seinem Katheder. Also machte ich mich bereit. Vielleicht, daß irgendein verdächtiger Zug um meine Mundwinkel Papa zu folgender Standrede veranlaßte.

„Und das sage ich dir! Wenn du sie in irgendeiner Weise ärgerst oder beleidigst, so ist es aus zwischen uns. Ich setze dich glatt auf die Straße. Laß es dir also nicht einfallen, sie beim Unterfassen so unabsichtlich in den Arm zu kneifen oder den Papageienkäfig im Autobus zu vergessen oder aus Versehen den Koffer auf ihren Hühneraugen abzusetzen oder gar die Leine loszulassen, an der sie dir den Affen zu halten geben wird. Ist Bimbo hin, ist auch unsere Erbschaft futsch. Es wird nicht schaden, wenn du noch ein übriges tust und ihr versicherst, daß wir uns furchtbar freuen, daß Mutter die Torte eigenhändig gebacken hat, daß ich es herzlich bedauere, sie nicht persönlich abholen zu können, daß aber — — — Na, du wirst schon wissen."

Ich wußte und war bereit, sie so aufrichtig herzlich zu empfangen, daß es sie schmerzen sollte, uns nicht eine ganze Million hinterlassen zu können. Denn ich hatte einen Grund, den Papa nicht ahnen konnte.

Nämlich, ich wollte sobald als möglich heiraten. Es war dringend nötig, daß ich heiratete, als Mann von Ehre sozusagen, als deutscher Mann und baldiger Assessor. Urse und ich waren verliebter ineinander, als es die öffentliche Meinung erlaubt, und vor einigen Tagen hatte mir Urse ein ganz kleines Geheimnis ins Ohr geflüstert, daß mich blaß machte und das Vater veranlaßte, mich zu ermahnen: „Du arbeitest zuviel, du überanstrengst dich. Laß dir Zeit mit deiner Doktorarbeit."

Kurz und gut, ich mußte Tante Amalie herumkriegen, daß sie einige Tausender vorschoß, für die Hochzeitsreise und so. Dieser Gedanke kam mir während des Sermons meines Vaters wie eine Erleuchtung vom Himmel. O, Bimbo sollte fürstlich betreut werden.

Unterwegs arbeitete ich eine kleine, feine pointenreiche rührende Anrede aus und memorierte sie auf dem Bahnsteig, ehe der Zug aus Hannover einfuhr.

„Liebe Tante Amalie," wollte ich sagen, „grüß dich Gott. Weißt, als ich dich das letzte Mal abholte, war ich noch ein Bub, sozusagen. Ja, die Zeit vergeht, aber dir vermag sie nichts anzuhaben. Du wirst von Jahr zu Jahr jünger. Und wie blühend du aussiehst, du wirst uns gewiß noch alle überleben."

Ich überlegte, daß der letzte Satz eigentlich Mutter geprägt hatte, ein wenig gefährlich und glatt und zudem überflüssig sei und entschloß mich, ihn fortzulassen und statt seiner die Floskel von der Familienfreude und der selbstgebackenen Torte anzubringen und so nebenbei auf Urse und mich zu sprechen zu kommen, was das für ein süßes Mädel sei und so weiter.

Da lief der Zug ein.

Tante Amalie stieg aus und verursachte eine Stockung auf dem Perron. Käfig, Affe, Hutschachtel, Taschen, Stullenpakete, Plaids und Regenschirme verloren ihr Zugehörigkeitsgefühl zur Eigentümerin und wurden im Strome des Verkehrs fortgeschwemmt. Mit Gottes und der Hilfe einiger Dienstmänner gelang es, alle Requisiten samt Tante Amalie in einer Pferdedroschke, die aufzutreiben lange Zeit dauerte, unterzubringen. Denn Tante Amalie weigerte sich entschieden, ein Auto zu besteigen, seit ein solches Vehikel des Teufels Schnauzerl, eine struppige Bestie, überfahren hatte, und wollte partout zu Fuß gehen.

Als wir uns gegenübersaßen, sah ich sie an und schluckte solchen Anblick tapfer hinunter. Sie war womöglich noch älter, dicker und häßlicher geworden. Ein dreifaches Kinn hing ihr bis — — — Ich deckte den Mantel christlicher Nächstenliebe über den Umfang ihrer Persönlichkeit und besann mich auf meine Ansprache. Uebrigens bemerkte ich mit Abscheu und Freude zugleich, daß ich bei ihr einen Stein im Brett hatte. Es muß ihr doch gewaltig imponiert haben, daß ich sie am Bahnsteig so vies-a-vis der Oeffentlichkeit umarmt und auf beide fetten Backen geküßt hatte, was in der allgemeinen Verwirrung geschah und ehe ich so richtig gesehen hatte, was ich küßte. Jetzt hätte ich es nicht mehr vermocht.

„Du bist ein fabelhafter Bengel geworden," sagte Tante Amalie und kicherte verschmitzt. Sie stand mitten in der zweiten Jugend.

Zum Teufel, warum sagte sie das? Sie brachte Unordnung in meine geregelten Gedanken, die ich soeben in die wohleinstudierte Anrede formen wollte. Das fehlte noch, daß ich unsicher wurde.

„Liebe Tante Amalie", sagte ich mit liebenswürdigster Neigung des Kopfes, „deine Anerkennung ehrt mich. Weißt du noch, daß ich, als ich dich das letzte Mal abholte, noch ein kleiner Boy war? (Ich hatte „sozusagen" vergessen, aber sonst war ich richtig im Zuge.) „Jaja, wie die Zeit vergeht. Aber dir, liebe Tante Amalie, (das ist gut, daß ich das eingeschoben habe) vermag sie nichts anzuhaben. Du wirst von Jahr zu Jahr jünger. Und wie blühend gesund du aussiehst — — — Du wirst uns gewiß noch alle überleben — — —" Verdammt, dieser Satz sollte doch fortfallen und die Lücke mit der Torte ausgefüllt werden. Ich wurde unruhig und begann scharf auf mich aufzupassen, daß ich nichts Unrechtes sage.

„Nun, nun," äußerte sich Tante Amalie, „findest du, daß ich gut aussehe? Aber sowas kann sich schnell ändern. Heute rot — morgen tot, heißt es in der Bibel. Manchmal, wenn ich nicht ganz auf der Höhe bin, muß ich denken, daß ich noch dieses Jahr sterben könnte."

„Gott möge es geben," sagte ich mit Inbrunst.

Ich hatte selbstverständlich „verhüten" sagen wollen.

Tante Amalie reiste mit dem nächsten Zug ab. Ihr Vermögen hat sie der Mission zur Bekehrung von Negern vermacht.

Papa sind die letzten Haare ausgefallen Mama punktrollert nicht mehr. „Es ist sowieso zwecklos", sagte sie.

Ich befasse mich mit Psychoanalyse. Ich weiß jetzt zum Beispiel, daß dieses Versprechen keine Entgleisung der Funktion war, sondern, daß das Unterbewußtsein dieses verdrängte Wort „geben", für das beabsichtigte „verhüten" ins Oberbewußtsein verschob, sich also sozusagen nicht bemogeln ließ.

Zugegeben, daß diese Erkenntnis von nicht zu unterschätzender Bedeutung sei, so ist es doch höchst zweifelhaft, ob sie mir zu den Mitteln verhelfen wird, Ursel zu heiraten.



Ostpreußen bei Hindenburg

Eine Abordnung von Ostpreußen im Ehrenhofe des Reichspräsidentenpalais, die — wie alljährlich — dem Reichsoberhaupt eine Probe ostpreußischer Landeserzeugnisse überbrachte.

wovon etwa 15 Stück von Bubenhänden mit einem Messer zerschnitten und ihrer Rinde entblößt wurden. Auch am Wagnerplatz und Plac Matejki wurden Sträucher beschädigt und Blumen gestohlen. Auf Grund dessen bittet der Magistrat die Bevölkerung, angetroffene Baumfrevler sofort der Polizei zu übergeben, damit sie ihrer Bestrafung nicht entgehen.

Ein ganz Frecher. Einen großangelegten Schwindel verübte der 18 jährige Ernst Bentkowski aus Schwientochlowitz bei verschiedenen Kaufleuten in Königshütte. Er füllte leere Maggiflaschen bis an den Hals mit schwarzem Kaffee und setzte am Ende einen Korken an. Dann goß er echten Maggi bis an den Flaschenmund und verkorkte diese. Mit dem „echten Maggi" begab er sich zu verschiedenen Kaufleuten und bot ihn zum Verkauf an. Manche Kaufleute überzeugten sich von der Echtheit durch Geruchproben und fanden den Maggi als einwandsfrei, weil oben tatsächlich echter Maggi war. Erst nachdem dieser von oben abgegossen wurde, bemerkten sie, daß unter dem zweiten Korken sich schwarzer Kaffee abgeschlossen befand. Der Betrüger wurde festgenommen und der Polizei übergeben.

Helft den Blinden. Der Blindenverein der Wojewodschaft Schlesien, mit dem Sitz in Königshütte, hat am 1. Juli 1925 eine Sterbekasse ins Leben gerufen, um in Todesfällen den Hinterbliebenen seiner Mitglieder mit einer Begräbnisbeihilfe Beistand zu leisten. Da von den Blinden erklärlicherweise nur ein sehr geringer Monatsbeitrag zu dieser Kasse erhoben werden kann, werden diejenigen unserer lebenden Mitbürger, welche noch ein Herz und Mitgefühl für die des Augenlichts Beraubten übrig haben, herzlichst um einen Beitrag zu der Kasse gebeten. Einzahlungen nimmt die Stadthauptkasse in Krol. Huta (Sparbuch Nr. 493) entgegen. — Ferner unterhält der Blindenverein im städtischen Dienstgebäude an der ul. Glowackiego 5 eine Werkstatt, in welcher arbeitslose und mittellose blinde Stuhlflechter, Korbmacher und Bürstenmacher beschäftigt werden. Er kann dieser schönen und dankenswerten Aufgabe aber nur dann voll gerecht werden, wenn seitens der Bürgerschaft recht viel Arbeitsaufträge beim Verein eingehen. Der Verein bittet daher, ihn in seinen sozialen Bestrebungen dadurch zu unterstützen, daß ihm reparaturbedürftige Stühle und Körbe aller Art zur Reparatur zugewiesen werden. Ebenso werden auch Aufträge auf neue Korbwaren und Bürsten entgegengenommen, desgleichen Aufträge auf Stimmen und Reparatur von Klavieren. Helft den Bedauernswerten unserer Mitbürger zu Verdienst und Ablenkung!

Siemianowitz

Eröffnungsabend vom „Bund für Arbeiterbildung". Am Donnerstag, den 7. d. Mts., fanden sich im Generlichschen Lokale die Mitglieder der Partei, Gewerkschaften und Kulturvereine zur feierlichen Eröffnung des Winterhalbjahres zusammen. Gegen 7½ Uhr eröffnete der 1. Vorsitzende die Feier und begrüßte die Erschienenen. Darauf intonierte zur Einleitung, der Gesangverein „Freiheit", unter der Leitung des Dirigenten Schwierholz, das Lied „Weltenfrieden". Später erteilte der Vorsitzende dem Genossen Buchwald vom Bundesvorstand das Wort. Der Redner wies in seinem Referat auf die Wichtigkeit der geistigen Bildung hin und ermahnte endends die Anwesenden zum regen Besuch der Vortragsabende. Darauf erfolgte eine allgemeine Aussprache über technische Fragen. Zum Schluß machte Dirigent Schwierholz einige Ausführungen zur Ergänzung des Referats. Den Abschluß des Abends bildete ein gemütlicher Teil, wobei der Gesangverein mit seinen Liedern viel zur Verschönerung des Abends beitrug und dafür reichen Beifall erntete.

Myslowitz

„Falsche" Ingenieure. Wir brachten vor einigen Tagen eine Nachricht, daß zwei Ingenieure, nämlich die Herren Krzystek und Kaleta, von der Grubenverwaltung in Gieschewald entlassen wurden, weil sie angeblich „falsche" Ingenieure waren. Diese Meldung ist auf ein Irrtum unseres Korrespondenten zurückzuführen. Wir erfahren aus verläßlicher Quelle, daß es sich um keine „falschen" Ingenieure, sondern um Diplom-Ingenieure und nicht um eine Entlassung, sondern um eine Versetzung auf eine höhere Stelle auf die Kleophasgrube handelt, was wir hierdurch richtig stellen.

Schwientochlowitz u. Umgebung

Eine Sanierung in Schwientochlowitz.

Es sind bereits zwei Jahre um, als in Schwientochlowitz die Sanierung der Gemeinde einsetzte. Damals erklärte der Starost vor dem Gemeinderate, daß die Ursachen der Beseitigung des Gemeindevorstehers Wackermann grundsätzlicher Natur sind und sprach die Hoffnung aus, daß die Liquidationskrise bald überwunden sein wird. Er versprach, aus der Starostei einen Beamten zu schicken, der eine Reorganisation in der Gemeinde durchführen wird und schickte den Beamten Donnerstag, der auch sofort an die Reorganisation schritt. Alle waren der Meinung, daß Herr Donnerstag nach der durchgeführten Reorganisation die Gemeinde verlassen wird. Aber das ist nicht eingetreten, denn Herr Donnerstag richtete sich in der Gemeinde heimisch ein und machte sich zum Bürodirektor in der Gemeinde. Eine Reihe von Bürobeamten wurden auf andere Posten verschoben, und in erster Reihe der Bruder des entfernten Gemeindevorstehers. Auf seinen Posten wurde der Vorsitzende des Aufständischenverbandes, ein 50jähriger Herr gesetzt, obwohl die Gemeindekommission gegen seine Anstellung protestierte. Häufig kommt es auch vor, daß manche Sanacjafreunde einen Schluck zu viel nehmen, aber das sieht man gewöhnlich nicht. Der Herr Direktor kümmert sich auch nicht immer um die Dienststunden. Er geht pünktlich um 12 Uhr zu Mittag und spielt dann nur zu gern eine Schachpartie.

Die Reorganisation in der Gemeinde hat auch bereits greifbare Formen angenommen. Vor der Reorganisation hat die Gemeindeverwaltung jährlich 227 000 Zloty gekostet, heute kostet sie 335 000 Zloty. Sie ist also in der kurzen Zeit um 112 000 Zloty oder um 50 Prozent gestiegen. Hört die Reorganisation nicht bald auf, so wird die Sache noch ärger sein, wir meinen, für die Steuerzahler, weil sie dieselbe bezahlen müssen. So wird bei uns in allen Gemeinden saniert, die das Glück haben, unter eine Sanacjaleitung zu geraten.

Lipine. (Wer erteilt Auskunft!) Das 8 jährige Töchterchen Margarethe Wieczorek von der ul. Bytomska 9 in Lipine wurde am 15. Oktober von den Eltern um einen Geldbetrag von 20 Zloty zu ihren Verwandten geschickt. Das Mädchen ist jedoch seit dieser Zeit nicht mehr zurückgekehrt. Das Kind trug ein schwarz-weißes kleinkariertes Kleidchen, eine blaue Schürze und war barfüßig. Es hat dunkles, kurz geschnittenes Haar. Personen, welche über den jetzigen Aufenthalt des Kindes irgendwelche Aussagen machen können, werden ersucht, sich unverzüglich an das nächste Polizeiamt zu wenden.

Sport am Sonntag

Landesligaspiele.

Langsam neigen sich die Ligaspiele ihrem Ende zu und wohl noch in keinem Jahre war der Stand der Tabelle so verzwickt, wie in diesem. Die Spitze ziert, was wohl das kurioseste ist, der diesjährige Ligabenjamin, die Garbarnia Krakau und wird sich von derselben kaum mehr verdrängen lassen. Sehr ist es jedoch, zu sagen, welcher Verein abrutschen wird, sind es doch nicht weniger als 5 Vereine, die Anwärter auf den Abstieg sind. Der kommende Sonntag wird dies nun klären. Schlimm ist es um die beiden oberschlesischen Vereine Ruch und den 1. F. C. bestellt. Der 1. F. C. absolviert am Sonntag das letzte Spiel in Warschau, sollte er es nun gewinnen, so ist sein Abstieg noch in Frage gestellt. Möglich ist es nun, daß der Protest, welchen Czarni-Lemberg gegen den 1. F. C. anstrebt, durchkommt und was auch nicht ausgeschlossen ist, dann ist es um die Bleibe des 1. F. C. in der Liga geschehen. Am Sonntag tragen folgende 6 Vereine Spiele aus:

Warszawianka Warschau — 1. F. C. Kattowitz.

In diesem Spiele wird es einen harten Kampf geben, da beide Vereine wissen, um was es geht. Dieses Spiel wird entscheiden, welcher Verein zum Abstieg verurteilt sein wird. Einen Sieger im voraus zu bestimmen, ist schwer, doch muß man der Warszawianka die größeren Chancen zusprechen, da sie auf eigenem Platz spielt.

Legja Warschau — Ruch Bismarckhütte.

Auch der zweite oberschlesische Ligavertreter weilt in Warschau und wird wohl, ohne zu wollen, die Punkte der jetzt wieder in großer Form spielenden Legja überlassen müssen. Nach den letzten Spielen Ruchs besteht auch keine Hoffnung auf einen Sieg.

Wisla Krakau — Warta Posen.

Einen erbitterten Kampf werden sich obige Vereine in Krakau liefern, denn die Wisla wird sich einen besseren Platz in der Tabelle sichern wollen und die Warta drängt an die Spitze. Trotz des eigenen Platzes der Wisla muß man der Warta die größeren Chancen zusprechen, da sie sich augenblicklich in einer ganz großen Form befindet und was man von der Wisla gerade nicht behaupten kann.

Um den Aufstieg in die B-Liga.

06 Ref. Myslowitz — 09 Ref. Myslowitz.

Einen harten Strauß werden die Reserven obiger Vereine nachm. 2 Uhr auf dem 06-Platz um den Aufstieg in die B-Liga liefern. Sehr schwer ist es, auch einen Sieger im voraus zu bestimmen. Als Vorspiel ist ein Spiel der alten Herrenmannschaften angesetzt.

K. S. Jednosc Ober-Lazisk — Ligocianka Idaweiche.

Polizei 1. Jugend — 07 Laurahütte 1. Jugend.

Im Entscheidungsspiel um die oberschlesische Jugendmeisterschaft begegnen sich obige Mannschaften am Sonntag nachm. 2 Uhr auf dem Polizeiplatz.

K. S. Domb — Polizei Kattowitz.

Ein A-Klassen Wiederholungsspiel liefern sich obige Gegner um 2 Uhr nachm. auf dem Sportplatz in Domb.

Freie Turner Kattowitz — Vorwärts Kattowitz.

Eine ganz große Begegnung wird dieses Handballtreffen zwischen obigen alten Rivalen auf dem 1. F. C.-Platz werden. Die Freien Turner, welche seit einer langen Zeit umgeschlagen sind, werden sich die größte Mühe geben, um die letzte Niederlage, die sie gegen Vorwärts erlitten haben, wieder wettzumachen. Ob ihnen dieses gelingen wird, ist fraglich, da sich Vorwärts augenblicklich in einer ganz großen Form befindet. Jedenfalls verspricht dieses Spiel, ein ganz großer Genuß für alle Handballfreunde zu werden. Das Spiel beginnt um 9 Uhr vormittags. Vorher spielen die 2. Mannschaften obiger Vereine.

Die Berufsringkämpfe in der Reichshalle.

Am Mittwoch nahmen die Kämpfe bei zahlreichem Zuschauerbesuch folgenden Verlauf: Als erstes Paar betraten die Riesen Karsch-Schlesien und Petrowitsch-Rußland die Matte. Es war unschöner, welcher nach 20 Minuten unentschieden endete. Karsch erhielt für sein unfaires Ringen eine Geldstrafe von 50 Zloty. Im folgenden Kampf konnte der Rohling Schneider-Bayern den Lemberger Waluczewski in 12 Minuten besiegen. Den Revanchekampf auf Verlangen Willings-Berlin konnte wiederum Pooshof-Frankfurt für sich entscheiden. Dieses Mal mußte sich Willing schon nach 15 Minuten als geschlagen bekennen. Einen schönen technischen Kampf lieferten sich Ahrens-Hamburg und Szczerbinski-Warschau, welcher nach 20 Minuten unentschieden endete. Der letzte Kampf des Abends war das Entscheidungstreffen zwischen dem Kroaten Stibor und Kawan-Wien. Nach einem äußerst interessanten Kampf blieb Stibor in 24 Minuten Sieger. An diesem Abend stellte sich auch dem Publikum der erst aus Berlin angekommene bekannte polnische Ringer Stekker vor, welcher alle an diesem Turnier teilnehmenden Ringer zum Kampf forderte.

Der Donnerstag brachte folgende Resultate: Das gestrige Programm, das nur vier Kämpfe vorsah, bot einen selten harten Sport. Schon in der ersten Begegnung zwischen dem Neger Sikki und dem Frankfurter Pooshof, wurde sehr scharf gekämpft. Das Treffen endete unentschieden. Ein hartes Gefecht war das Entscheidungstreffen zwischen Stibor und dem jungen Hamburger Ahrens. 60 Minuten reichten nicht aus, um eine Entscheidung herbeizuführen. Erst in den nächsten 10 Minuten gelang es Ahrens, der noch kurz vor Schluß, mit zwei Verlustpunkten im Rückstand war, Stibor dreimal auf die Matte zu zwingen und sich so den Punktsieg zu sichern. Nach der Pause bestritt der polnische Meister Stekker seinen ersten Kampf. Sein Gegner war Kawan. In der 14. Minute siegte Stekker durch Parade aus dem Nelson. Als letztes Paar rangen der Warschauer Szczerbinski und der Russe Petrowitsch unentschieden.

Heute, Sonnabend ringen folgende 4 Paare:

Stekker — Willing Berlin, Pooshof — Petrowitsch Rußland, Weinert Lothringen — Schneider Bayern, der Neger Sikki gegen Szczerbinski Warschau bis zur Entscheidung.





Vom Berliner Sechs-Tage-Rennen

Das deutsche Paar Maczynski (links) und Dorn (rechts) das als Favorit des Berliner Sechs-Tage-Rennens gilt.

Pleß und Umgebung

Unglücksfall. Beim Aufladen von Kohle auf der Wyrauergrube wurde der 21 jährige Fuhrmann Michael Hapeta aus Wilkowy vom eigenen Pferde geschlagen, wobei er einen komplizierten Knochenbruch erlitt. Er wurde nach dem Nikolaier Spital transportiert.

Feuer. Am 6. d. Mts. wurde die Scheune samt der diesjährigen Ernte der Bäuerin Agnes Waliczek durch Feuer vollständig vernichtet. Durch den Wind wurde das Feuer auf die Holzscheune des J. Ullmann übertragen, welches diese mit den landwirtschaftlichen Maschinen und der diesjährigen Ernte gleichfalls vernichtete. Der Gesamtschaden beträgt 18 000 Zloty.

Nikolai. (Liederabend der „Freien Sänger".) Sonntag, 8 Uhr, veranstalten im Saale des Herrn Rattka (Ring) die Freien Sänger unter Mitwirkung eines Teiles des Königshütter Volkschores einen Liederabend mit reichhaltigem Programm. Die mitwirkende Solistin, Frl. Pieczonkowski-Königshütte wird auch einige Lieder des heimischen Komponisten Georg Blasel zum Vortrag bringen. Die künstlerische Leitung hat der Liedermeister Studienrat Birkner-Kattowitz. — Vorverkauf bei Herrn Kaufmann Blasel am Ringe.

Rybnik und Umgebung

Banditen überfallen eine Hochzeitsfeier. Während einer Hochzeitsfeier in der Gastwirtschaft Bednorz zu Radoszow drangen nach Zertrümmerung der Fensterscheiben mehrere maskierte Banditen in den Saal ein und begannen eine Schlägerei mit den Anwesenden. Seitens der Ueberfallenen leisteten der Wirt und sein jüngerer Sohn den Eingedrungenen energischen Widerstand. Das in kurzer Zeit später eingetroffene Ueberfallkommando konnte leider der Banditen, die infolge des energischen Widerstandes geflohen waren, nicht habhaft werden. Der bei der Abwehr schwer verletzte Sohn des Gastwirts wird wohl kaum mit dem Leben davonkommen.

Unglücksfall. Auf der Chaussee nach Popielow stürzten die Radfahrer Max Schyjak und Wojciech Viktor beim Ausweichen von Fuhrwerken so, daß sie schwer verletzt vom Platz geschafft werden mußten. Sie wurden ins Juliusspital nach Rybnik überführt.

Pszow. (Gefleddert.) Von einer gewissen Emma B. und Berta R. aus Kattowitz, wurde der Alois Pyttlik aus Pszow Kreis Rybnik bestohlen. Die beiden Diebinnen, welche die Summe von 150 Zloty entwendeten, konnten inzwischen von der Polizei arretiert werden.

Lublinitz und Umgebung

Ein Schmuggler erschossen. Gestern morgens gewahrten Grenzwächter in der Nähe von Lebki einen Mann, welcher ihnen sehr verdächtig erschien. Auf Anruf der Grenzwächter flüchtete dieser. Die ihm nachgejagten Schüsse trafen ihn derart, daß einige Minuten später der Tod eintrat. Bei ihm fand man 4 Säcke Tabak, welcher aus Deutschland geschmuggelt war.

Autounfall. Auf der Chaussee nach Wierzby fuhr der Chauffeur Daisler aus Kattowitz in einen Baum, wobei der Wagen vollständig beschädigt wurde. Die Ursache ist auf schnelle und unvorsichtige Fahrt zurückzuführen. Der Chauffeur ist bei diesem Unfall ohne Schaden davongekommen.

Einbruchsdiebstahl. Am 5. d. Mts. wurde in die Wohnung des Franz Prandzioch während seiner Abwesenheit eingebrochen. Bei diesem Wohnungseinbruch eignete sich der Dieb Anzüge, Weißwäsche, einen Militärpaß und eine Verkehrskarte an. Des Einbruches verdächtigt wird ein gewisser Boleslaus Gornik aus Wyrazow, Kreis Czenstochau, welcher beim Franz Prandzioch als Knecht beschäftigt gewesen war.

Diebstähle. Der Schulleiter aus Biaski meldete der Polizei, daß während seiner Abwesenheit in die Wohnung eingebrochen wurde und dabei ein Anzug, Weißwäsche und 80 Zloty entwendet wurden. Der Gesamtschaden beträgt 1200 Zloty. Der Baupraktikant Richard Pisarczyk meldete den Diebstahl eines Treibriemens, welcher Eigentum des Baugeschäfts Madejas war.

Die Frau ohne Vorurteile

Von Anton Tschechow.

Maxim Kusmitsch Saliutow ist hochgewachsen, breitschultrig und stattlich. Seine Körperkonstitution kann geradezu als athletisch bezeichnet werden. Er verfügt über außerordentliche Kräfte. Er biegt Kupfermünzen, reißt junge Bäume samt der Wurzel aus, hebt Gewichte mit den Zähnen und beteuert, daß kein Mensch auf dieser Erde es wagen dürfe, sich mit ihm im Ringkampf zu messen. Er ist tapfer und kühn. Niemand kann behaupten, er hätte jemals irgendwas gefürchtet. Im Gegenteil, man fürchtet ihn selbst, und die Leute werden blaß, sobald er in Zorn gerät. Männer und Frauen kreischen und werden rot, wenn er ihnen die Hände drückt: „Das tut doch weh!" Es ist unmöglich, seiner schönen Baritonstimme zu lauschen, weil er alles übertönt . . . Ein Bärenkerl! Ich kenne keinen zweiten, mit dem man ihn vergleichen könnte.

Und diese ungeheuerliche, unmenschliche, ungehemmte Kraft schmolz zu nichts zusammen. Er glich beinahe einer zerquetschten Maus, als er Elena Gawrilowna seine Liebe gestand. Maxim Kusmitsch wurde abwechselnd rot und blaß, zitterte wie Espenlaub und war nicht imstande, einen Stuhl zu heben, als er aus seinem großen Munde die Worte hervorpreßte: „Ich liebe Sie!" Alle Kraft schwand dahin und der Riese kam sich ganz zwerghaft vor.

Er gestand ihr seine Liebe während des Schlittschuhlaufens. Sie schwebte, leicht wie eine Feder, über das Eis. Er lief ihr nach, zitterte dabei, und sein Herz schmolz wie das eines Schneemannes. Er litt — das konnte man ihm vom Gesicht ablesen... Seine flinken Beine trugen ihn kaum, als er die schwierigen Figuren mitmachen mußte, die ihr die Laune eingab. Man möge nicht glauben, er hätte befürchtet, einen Korb zu bekommen. Durchaus nicht. Elena Gawrilowna liebte ihn und sehnte sich nach dem Augenblick, in dem er ihr Herz und Hand anbieten würde. Die hübsche kleine Brünette verging sogar vor Ungeduld. Er war wohl schon dreißig, ein kleiner Beamter, und besaß nicht viel Geld. Dafür war er aber so hübsch, klug und geschickt. Oh, was für ein ausgezeichneter Tänzer, welch ein trefflicher Schütze! Keiner konnte besser reiten als er. Einmal, als sie zusammen ausritten, nahm er eine so schwierige Hürde, wie sie selbst ein englischer Jockei nicht hätte nehmen können. Muß man einen solchen Mann denn nicht lieben? Er selbst wußte sich geliebt. Nur ein Gedanke bereitete ihm Kummer, verwirrte sein armes Hirn, machte ihn toll. Am liebsten hätte er geweint. Er konnte nicht essen, trinken; der Schlaf floh ihn. Dieser Gedanke vergiftete sein ganzes Leben. Er beteuerte seine Liebe, während es in seinen Schläfen hämmerte.

„Werden Sie meine liebe, kleine Frau!" sagte er zu Elena Gawrilowna. „Ich liebe Sie bis zum Wahnsinn!" Gleichzeitig dachte er: „Habe ich denn ein Recht, ihr Gatte zu werden? Nein, sicher nicht. Wenn sie wüßte, von welcher Herkunft ich bin, so gäbe sie mir zweifellos eine Ohrfeige. Oh, über diese verächtliche, unglückliche Vergangenheit. Sie, dieses gebildete, reiche, wohlerzogene Mädchen würde mich keines Blickes mehr würdigen, wenn sie wüßte, was für ein Vogel ich bin!"

Als Elena Gawrilowna an seinem Halse lag und ihm ihrerseits schwor, wie sehr sie ihn liebte, vermochte er sich doch nicht glücklich zu fühlen. Denn dieser teuflische Gedanke nagte an ihm... Als er vom Eislaufplatze heimgekehrt war, biß er sich auf die Lippen und dachte: „Was bin ich doch für ein Schuft! Wäre ich ein ehrlicher Mann, ich hätte ihr alles gestanden . . . Alles! Ich wäre verpflichtet gewesen, ihr mein Geheimnis zu enthüllen, ehe ich ihr meine Liebe offenbarte. Da ich es aber unterließ, so folgt daraus, daß ich ein Lump bin!"

Die Eltern Elenas waren mit der Ehe einverstanden. Der Athlet gefiel ihnen. Er war ehrerbietig zu ihnen, ein Beamter und berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Elena Gawrilowna schwamm in einem Meere von Glückseligkeit. Anders der Athlet. Bis zur Hochzeit verfolgte ihn der Gedanke, daß das unvermeidliche Geständnis alles über den Haufen werfen könnte. Zum Ueberfluß war da auch noch ein sogenannter Freund vorhanden, der seine Vergangenheit wie seine fünf Finger kannte . . . Dieser nützte seine Wissenschaft weidlich aus und nahm ihm nahezu sein ganzes Gehalt ab. „Gehen wir heute in die „Eremitage" speisen!" sagte dieser Freund. „Sonst erzähle ich es allen Leuten. Außerdem mußt du mir 25 Rubel pumpen!"

Der arme Maxim Kusmitsch magerte ab und kam sichtlich herunter. Seine Wangen fielen ein. Dieser Gedanke machte ihn krank. Nur die Liebe zu seiner Braut hielt ihn davon ab, sich zu erschießen . . . „Ich bin ein Unwürdiger," sprach er zu sich selbst. „Ich muß ihr noch vor dem Hochzeitstage alles gestehen. Und wenn sie mich davonjagt!" Dennoch beichtete er nicht vor der Hochzeit. Dazu fehlte es ihm an Mut. Der Glaube, daß es nach einem Geständnis zum Bruche kommen müßte, war für ihn fürchterlich! . . .

Der Hochzeitsabend brach an. Die Trauung war vorüber, ebenso die Gratulationen, und alle beneideten sie um ihr Glück. Der arme Maxim Kusmitsch nahm die Glückwünsche entgegen, tanzte, lachte und war dabei entsetzlich unglücklich. „Jetzt aber muß ich dummes Tier es endlich über mich gewinnen, ihr zu beichten. Wir sind zwar getraut, aber es ist doch nicht zu spät. Wir können noch immer auseinandergehen." Und er beichtete... Als die heiß ersehnte Stunde anbrach und man das junge Paar in das Schlafgemach geleitete, machten sich das Gewissen und die Ehrenhaftigkeit geltend . . .

Maxim Kusmitsch war bleich. Er zitterte. Er wagte kaum zu atmen. Er näherte sich ihr schüchtern, faßte ihre Hand und lispelte: „Bevor wir einander angehören . . . ja . . . so ist es . . . muß ich dir . . . ein Geständnis ablegen!"

„Was hast du denn, Max! Du bist so blaß. Die ganze Zeit bist du schon blaß und wortkarg. Bist du krank?"

„Ich . . . muß dir alles erzählen . . . Lola. Setzen wir uns . . . Du wirst staunen. Es wird dein Glück stören . . . Aber was ist da zu machen? Die Pflicht geht voran. Ich will dir über meine Vergangenheit berichten . . ."

Lola machte große Augen und lächelte gutmütig . . . „So erzähle denn . . . aber bitte, nur rasch! Warum zitterst du so?"

„I . . . ch kam in Tambow zur Welt. Meine Eltern waren arm und gering . . . laß mir nur erzählen, was für ein Vogel ich bin! Du wirst entsetzt sein. Warte nur . . . Du wirst schon sehen . . . Ich war ein armer Teufel . . . Als ich noch ein Knabe war, verkaufte ich auf der Straße Aepfel . . . Birnen...

„Du?!"

„Du bist entsetzt? Aber, meine Liebe, das ist noch lange nicht das Furchtbarste. Oh, ich Unglücklicher! Ihr werdet mich verdammen, wenn ihr es erfahrt!"

„Ja, was denn?"

„Mit zwanzig Jahren . . . war ich . . . also ich war . . . verzeih mir! Jag' mich nicht fort! ich war also . . . Clown im Zirkus!"

„Du?! ein Clown?"

Saliutow bedeckte in Erwartung einer Ohrfeige sein blasses Gesicht mit den Händen . . . Er war einer Ohnmacht nahe . . .

„Du . . . ein Clown?!" Lola warf sich auf den Diwan . . . sprang wieder auf, lief herum . . . was ist mit ihr? sie hält sich den Bauch . . . Im Schlafzimmer erscholl ein geradezu hysterisches Lachen . . . „„Hahaha! . . . Also ein Clown warst du? Du? Maxe . . . Täubchen! Zeig', was du kannst! Haha! Du Süßer!" Sie sprang an Saliutow empor und umarmte ihn . . . „Mach' doch ein Kunststück! Du Lieber! Guter!"

„Du lachst noch, Unselige, du verachtest mich?"

„Gib was zum Besten! Kannst du Seil tanzen? Nun, geh' doch!" Sie bedeckte sein Gesicht mit Küssen, schmiegte sich an ihn, liebkoste ihn . . . sie schien durchaus nicht zu zürnen . . . Er verstand gar nichts, war aber doch glücklich und erfüllte die Bitte seiner Frau. Er trat an das Bett heran, zählte bis drei und stellte sich am Rande des Bettes auf den Kopf . . . „Bravo, Max, da capo! Haha! Geh', mach' noch etwas!" Max schwankte hin und her, sprang mit den Händen auf den Boden und ging auf den Händen durchs Zimmer . . .

Am Morgen waren Lolas Eltern sehr verwundert. „Was ist denn das für ein Gepolter da oben?" fragten sie einander. „Die jungen Leute schlafen noch. . . . Wahrscheinlich treiben die Dienstboten ihren Schabernack. Lumpenpack!" Der Herr Papa begab sich nach oben, fand aber die Dienstboten nicht. Zu seinem Erstaunen stellte er fest, daß der Lärm aus dem Zimmer der Neuvermählten kam . . . Er blieb an der Tür stehen, zuckte mit den Achseln. Schließlich öffnete er leise ein wenig die Tür . . . Fast hätte ihn der Schlag gerührt; solch ein erstaunlicher Anblick bot sich ihm: Mitten im Zimmer schlug Maxim Kusmitsch in der Luft einen verwegenen Salto mortale. In seiner Nähe stand Lola und applaudierte eifrig. Die Gesichter beider strahlten vor Glück.

(Aus dem Russischen übertragen von S. Borissoff.)



Macdonalds Empfang in der Heimat

Dem englischen Ministerpräsidenten Macdonald wurde bei seiner Rückkehr aus Amerika ein begeisterter Empfang zuteil. Links: Henderson (links) begrüßt den Ministerpräsidenten bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof in London. — Rechts: eine tausendköpfige Menschenmenge umjubelt Macdonald bei seiner Fahrt vom Bahnhof.

Belohnung

Von Ossip Dymow.

Jacks Mittagessen bestand schon die zweite Woche aus dem gleichen einförmigen Menu: aus einer Tasse Kaffee und einem Stück Brot ohne Butter. Wohin er sich auch nach Arbeit wandte, überall bekam er nur Absagen. Es war ein schwüler, amerikanischer Sommer, und die Chefs waren vor drückender Hitze zu faul, um ihren Angestellten zu kündigen und neue zu engagieren. Aus diesem Grunde hungerte Jack.

Ziellos durch die Straßen schlendernd, geriet er in irgendeinen Park außerhalb der Stadt. Von weitem hörte er laute Stimmen: eine männliche und eine weibliche. Er trat näher heran und wurde Zeuge eines Liebesstreits. Der Mann, in ein zerlumptes Apachengewand gekleidet, beschuldigte seine Freundin, ein hübsches junges Mädchen, wutschnaubend der Untreue. Das Mädchen versuchte sich zu rechtfertigen, aber der rasende Apache rückte ihr drohend zu Leibe. Als die Bedrängte Jack erblickte, schrie sie, ihre schönen nackten Arme ihm entgegenstreckend:

„Retten Sie! Retten Sie mich! Er will mich schlagen!"

In Amerika überlegt man nicht erst lange, wenn man einen solchen Hilferuf aus dem Munde einer Frau vernimmt. Und Jack war ein echter zweiundzwanzigjähriger Vollblut-Amerikaner. Er stürzte sich auf den Apachen, versetzte ihm einen Schlag, bekam einen wieder, schlug abermals zu, erhielt umgehend fünf zurück und fand sich nach einiger Zeit, deren Spanne er nicht bemessen konnte, mit zerschlagenem Kiefer, einem unterlaufenen Auge, blutender Lippe und zwei gebrochenen Rippen im Hospital. In seinen Ohren war ein Sausen, daß er kaum verstehen konnte, was sein Arzt ihn fragte: „Wer hat Sie denn so gründlich zugerichtet? Und wofür?"

„Das ist belanglos. Ich habe die Ehre einer Frau verteidigt — — —" antwortete Jack stolz und erkannte die eigene Stimme nicht wieder. —

„Man will Sie sprechen — — — Es sind vornehme Leute da — — —", sagte der Doktor.

An das Bett des Invaliden trat eine feingekleidete Dame und ein nicht minder eleganter Herr.

Jack erblickte mit seinem heil gebliebenen Auge den Apachen und dessen Freundin, in deren Streit er sich so opfermutig eingemischt hatte. Jetzt schien es ihm, daß er ihre Gesichter schon von früher her kannte. Aber woher?

„Wie fühlen Sie sich?" fragte die Dame, und der Duft eines kostbaren Parfüms entströmte ihren Kleidern.

„In zwei bis drei Monaten wird er aufstehen können, Madame," antwortete mit einer Verbeugung der Arzt, der die Besucherin anscheinend erkannt hatte.

„Das ist Jim Bridley," fuhr sie fort, indem sie auf ihren Begleiter wies. „Schwergewichtsmeister. Ich konnte zu jener Filmszene, die Sie mit uns so wundervoll gespielt haben, keinen Partner für ihn finden. Unter tausend Dollar wollte es niemand übernehmen. Sie aber haben das viel billiger gemacht. Ich danke Ihnen! Jim, gib ihm etwas!"

Jim legte zehn Dollar auf das Kopfkissen, faßte die berühmte Filmdiva unter den Arm und entfernte sich, von entzückten Blicken des gesamten Hospitalpersonals begleitet.

(Autorisierte Uebersetzung von O Gabrielli.)

Rätsel-Ecke

Füllrätsel

E	R						
	E	R					
		E	R				
			E	R			
				E	R		
					E	R	
						E	R

a a a a h b d d d e e e e e f f g g g g i l l l n n n n n n n o r r s s t t t t u.

Vorstehende Buchstaben sind so in die leeren Felder zu setzen, daß sich Worte folgender Bedeutung ergeben: 1. deutsche Universitätsstadt, 2. Musikstück, 3. englische Münze, 4. Staatsbürger, 5. Torfart, 6. Berg im Schwarzwald, 7. französischer Dichter.

Auflösung des Kreuzworträtsels

H	I	R	T			P	L	A	N
O	■	■	R	O	S	E	■	■	A
R	■	S	E	■	■	R	A	■	S
N	A	T	U	R	K	U	N	D	E
	M	O	■	I	E	■	R	O	
	U	R	■	G	I	■	E	S	
A	R	C	H	I	M	E	D	E	S
D	■	H	U	■	■	D	E	■	A
E	■	■	L	I	G	A	■	■	U
L	O	R	D			M	E	H	L

Auflösung des Silbenrätsels

Das Leben ist ein Kampf um die Existenz.

1. Dimension. 2. Appell. 3. Saffian. 4. Laute. 5. Emma. 6. Badewanne. 7. Emil. 8. Niere. 9. Idee. 10. Sextett. 11. Trittbrett. 12. Eisenbahn. 13. Iltis. 14. Niederländer. 15. Konkurrenz. 16. Anzeige.

Sehet die Wählerlisten nach!

Die erste Ueberfliegung des Nordpols

Die Diskussionen über den geplanten Nordpolflug des „Graf Zeppelin“ lassen die Erinnerung wieder aufleben an die bisherigen Ueberfliegungen des Pols, von dem die Byrd-Expedition eine der kühnsten war. Wie dieser Flug zweier tollkühner Männer vonstatten ging, erzählt Byrd im nachfolgenden Artikel, der seinem Buche „Himmelwärts“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) entstammt.

Mit einer Last von nahezu 4500 Kilo rasten wir die Rutschbahn hinab. Die bucklige Schneewüste eilte bedenklich näher, aber wir erreichten sie nie. Wir schwebten dem großen Abenteuer entgegen. Unter uns standen die Schiffsgefährten, jauchzend und die Hüte schwenkend. Wie gern wäre jeder Einzelne von ihnen mitgekommen. Und doch freuten sie sich selbstlos über den gelungenen Abflug. Nie im Leben werde ich diesen Augenblick vergessen. Nur der treuen Mitarbeit aller Kameraden verdanke ich diesen Absprung, diese Möglichkeit zum Erfolg.

Wir hatten uns gegen mancherlei Zufälle gewappnet. Ein kurzwelliger Funksender, dessen Dynamo mit der Hand getätigt wurde, sollte uns mit der Außenwelt verbinden, falls wir auf dem Polareis notlandeten. Ein von Amundsen geschenkter Schlitten sollte die Vorräte aufnehmen, wenn wir zu Fuß nach Grönland wandern mußten. Lebensmittel waren für zehn Wochen vorhanden. Ferner war da ein Gummiboot für offenes Wasser, Pelzkleider, Primuskocher, Jagdwaffen, Zelt, Werkzeuge, Rauchbomben und Arzneien, alles so leicht und raumsparend wie nur möglich. Im Notfall mußten wir auf einen langen Weg gefaßt sein. Für den Rückzug kam nur Etah in Betracht. Robben, Eisbären und Moschusochsen mußten uns den Lebensunterhalt während der langen Polarnacht liefern.

Solange wir die Landmarken von Spitzbergen in Sicht behielten, konnte ich einen Koppelkurs segeln. Wir stiegen auf 600 Meter, um die Küsten und das prachtvolle Schneegebirge im Innern zu überblicken. Nach einer Stunde hatten wir das wilde Gletschergebiet hinter uns und überflogen den Rand des Packeises, das viel näher ans Ufer reichte, als wir erwartet hatten.

Während wir so über die weißen Flächen dahineilten, verbrachte ich die angespanntesten Arbeitsstunden meines Lebens. War es doch das erstemal, daß die Geräte dem Flieger einen Weg über die unendlichen Eisgefilde weisen sollten. In den Sonnenkompaß setzte ich mein höchstes Vertrauen. Nach 160 Kilometer sahen wir die letzten Berggipfel hinter uns in der Sonne funkeln. Das Band mit den vertrauten Landmarken zerriß; vor uns gähnte die unbekannte Leere. Wir lösten uns im Fliegen ab. Zuerst führte Bonnet das Steuer. Alle zwei Minuten drehte er sich nach mir um, so daß ich ihn durch Winken mit der rechten oder linken Hand auf den rechten Kurs setzen konnte, wenn er abgewichen war. Alle drei Minuten maß ich unsere Bodengeschwindigkeit und die Windtrift. Fortwährend wechselte ich Fäustlinge dreierlei Art, je nachdem, welche Handgriffe ich zu machen hatte. Zum Schreiben legte ich sie manchmal auch ganz ab. An der Falltür erfror ich mir einmal das Gesicht und eine Hand, was mich hinfort zu größerer Vorsicht mahnte. Wir hatten auch Lederhelme bei uns, die das ganze Gesicht bedeckten.

Die kurze Muße zwischen dem Kurshalten widmete ich der Betrachtung des Nordmeereises, das meine Gedankenwelt schon in der Schule beschäftigt hatte. Nirgends sah man Land. Da wir 600 Meter hoch flogen und einen weiten Sehkreis beherrschten, wären uns Bergspitzen auch in 150 Kilometer Entfernung aufgefallen. Von ungeheurem Druck aufgeworfene Kämme durchzogen das Packeis kreuz und quer nach allen Richtungen. Dazwischen luden glatte Flächen zum Landen ein. Aber das war sicherlich eine Täuschung, wie man aus den Eiskämmen schließen mußte, die von hier oben recht unbedeutend aussahen, die aber in Wirklichkeit 15 bis 20 Meter hoch sind. Bewundernd gedachte ich der heldenhaften Forscher, die sich ehemals über diese grausamen Hindernisse hinwegquälten. Hie und da öffneten sich Wasserspalten, die dem Schlittenreisenden so gefährlich werden können. Die Windverhältnisse waren gut, denn die Luft erwies sich als stoßfrei. Das entsprach den Erwartungen angesichts der weiten Flächen und der gleichmäßigen Kälte. Erfahrungen mit einem Polarsturm blieben uns erspart. Einstweilen genossen wir die Gunst des Frühlings und der 24stündigen Tageshelle.

Dann kam wieder eine Zeit, wo ich Bennett im Führersitz ablöste. Er streckte derweil die Glieder und füllte den Benzintank aus den 20-Liter-Kannen, die überall herumstanden und nach der Leerung über Bord geworfen wurden. Manchmal verbesserte ich meinen Kurs, indem ich den Sonnenkompaß in die eine Hand nahm und das Steuer in die andere. Auf dem Eis spähte ich vergeblich nach Seehunden, Eisbären und Vögeln aus. Die Landschaft blieb öde und tot. Beim Hinausbeugen stieß ich gegen etwas Hartes, es war die mit Talismanen gefüllte linke Brusttasche. Ich bin nicht abergläubisch; aber jeder Forschungsreisende wird mit solchen Schutzzaubern beladen.

Wir überflogen jetzt einen Teil der Erdoberfläche, auf den noch kein sterbliches Auge hinabgeschaut hatte. Welch ein wunderbares Gefühl, den ersten Blick auf jungfräuliches Gelände werfen zu dürfen. In diesem Augenblick fühlte ich mich für alle vorausgegangenen Schwierigkeiten belohnt. Hinter dem flimmernden Gesichtskreis lag unser Ziel. Neuland oder vielmehr Neumeer erschloß sich zu 25 000 Geviertkilometern die Stunde. Einmal spiegelten mir tiefliegende Wolken ein unentdecktes Gebirge vor. Das Schicksal blieb uns gnädig, denn es ließ die Sonne scheinen, ohne die wir nichts hätten ausrichten können. Irgendwo zur Rechten drehte sich der Schauplatz Nansens kühner Taten; links zog sich Pearys Straße hin. Eine Stunde vom Pol bemerkte ich ein Leck im Oelbehälter des Steuerbordmotors. Bennett bestätigte meinen Augenschein und schrieb: „Der Motor wird versagen.“ Er schlug dann eine Landung vor. Da indes schon viele Forscherfahrten an Landungen gescheitert waren, zog ich es vor, auf dem Wege zum Nordpol zu verharren.

Am 9. Mai, um 9,02 Uhr nach Greenwicher Zeit, ergab das Besteck, daß wir uns über dem Pol befanden. Der Traum meines Lebens hatte sich erfüllt.

Wir drehten nach rechts, um zwei bestätigende Sonnenmessungen vorzunehmen und dann zum gleichen Zweck nach links. Ich machte einige photographische Aufnahmen und beschrieb einen weiten Kreis, um den Nordpol auch sicher einzufangen. Dabei vollendeten wir in wenigen Minuten einen Flug um die Erde. Wir verloren einen Tag und gewannen ihn gleich darauf wieder.

Alles steht hier auf dem Kopf. In gerader Linie über den Scheitel des Pols fliegt man erst nordwärts und dann gleich südwärts. Oben auf dem Pol bläst der Wind gen Norden; und wohin man auch blickt, es ist überall Süden. Und von diesem Kreiselpunkt aus mußten wir nun die kleine Insel Spitzbergen fassen, die irgendwo südlich von uns lag. Zwei kitzlige Fragen tauchten auf.. Befanden wir uns tatsächlich, wo wir zu sein glaubten? Wenn nicht, dann würden wir Spitzbergen verfehlen. Und angenommen, unser Kurs stand richtig, wie lange würde der Motor noch laufen?

Wir umkreisten das Haupt der Welt und huldigten dem Forschergeist Pearys. Unter uns dehnte sich das ewig gefrorene Meer. Zackige Eisrippen bezeichneten die Ränder seiner mächtigen Bruchschollen. Daraus konnte man auf die Bewegung des Meeres fern von jedem Land schließen. Hie und da sah man eine mit Jungeis überzogene Wasserrinne, die grünblau inmitten der schneeigen Weiße aufleuchtete. Um 9.15 nahmen wir Kurs auf Spitzbergen.



Ein Riesenfeuer in Lübeck
zerstörte in der Nacht zum 5. November ein vierstöckiges Speichergebäude. Ungeheure Werte an Kolonialwaren, besonders an Kaffee, wurden mit dem erst vor einem halben Jahr vollkommen neuausgebauten Speicher vernichtet.

Die letzte Instanz

Von Richard Gerlach.

Sabielski hatte seinen Feldwebel mit dem Kolben über den Kopf gehauen, vor dem Feinde. Sie wollten ihn auf der Stelle wegen Meuterei erschießen. Aber ein plötzlicher Angriff der Franzosen verhinderte es. Jeder Mann wurde notwendig gebraucht. Sie nahmen Sabielski die Fesseln ab, gaben ihm ein Gewehr und rissen ihn mit. Dem halbundhalb zum Tode Verurteilten wurde im Handgemenge von einem Zuaven der Bauch aufgeschlitzt. In hoffnungslosem Zustande wurde er zum Verbandsplatze getragen und gelangte mit der grausamen Wunde nach einigen Wochen in ein Reservelazarett, ständig in Lebensgefahr. Inzwischen hatte ihn das Kriegsgericht in Abwesenheit zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt. Den Feldwebel hatten sie als nervenleidend nach Hause geschickt.

Sabielski war mein Nebenmann im Lazarett. Von Beruf war er Lokomotivheizer, hatte Frau und Kind. Seine ganze Zukunft wäre vernichtet, jammerte er.

„Wenn die Eisenbahndirektion Kenntnis von meiner Strafe bekommt . . .“

Er versiechte erbärmlich, konnte kaum ein weiches Ei herunterschlucken und war gallengrün im Gesicht. Aber Tag und Nacht grübelte er, was er nur machen sollte, um seine Existenz zu retten.

Jähzorn ließ ihm die Zügel schießen. Wenn ihn ein Gedanke gepackt hatte, stemmte er sich zum Sitzen auf, obgleich er es nicht durfte. Ich vermied sorgfältig, ihm Ursache zur Erregung zu geben aber in seiner Erbitterung schimpfte er oft über nichts, über gar nichts. Die Kameraden und die Schwestern fürchteten ihn. Kaum einer hätte ihn mißtrauisch angesehen, weil er Strafgefangener war. Denn die Männer, die hier lagen, hatten alle viel mitgemacht. Jeder spürte aber, daß dieser Mensch gewalttätig und hemmungslos aus allen Schranken brechen konnte; darum hatten sie eine Scheu vor ihm. Ich konnte ihm nicht ausweichen, denn er lag rechts neben mir.

„Was hat dir der Feldwebel eigentlich getan?“

„Er war ein Schweinehund. Er hat uns getriezt und schikaniert wie Rekruten. Mir war er besonders aufsässig. Wo er einen Dreckposten wußte, da hieß es: Sabielski. Er kam frisch aus der Schreibstube eines Garnison-Kommandos. Wir waren drei Jahre im Feld. Warte, dachte ich, dich kriegen wir schon. Da liegen wir einmal in Ruhe; Appell, er fischt mich raus: Natürlich, Sabielski, ein rostiges Gewehrschloß. Nachexerzieren. Hetzt mich ganz allein auf einem Grasacker herum. Sprung auf, marsch, marsch! Hinlegen! Kennen wir. Eine ganze Stunde schleift er mich, und dann befiehlt er: Präsentiert das Gewehr! Und dann: Legt an! Und läßt mich so stehen, läßt mich einfach stehen mit der Knarre an der Backe, spaziert auf und ab, die Hände auf dem Rücken, grinst . . . Ich hab mich beherrschen wollen, ich kann es schwören; ich dachte, bei der nächsten Gelegenheit sprechen wir uns wieder, Freundchen, wenn wir vorn in der Schokolade liegen, pfeift es aus einem andern Loch. Da bleibt der Satan vor mir stehen, so recht höhnisch und blickt mir pfeilgrad in die Augen. Das ist doch selbstverständlich, jetzt zucken meine Arme, und schwapp hat er den Kolben auf dem Dez . . . Und dann gehe ich zum Leutnant und erstatte Meldung. — Abführen! — Gleichzeitig kam der Alarm. Halt! — Der Leutnant ruft: Sabielski! Eintreten! — Und nun lieg ich hier.“

Das war Sabielski, großschnauzig und wehleidig. Aber wie konnte er in seiner Verfassung anders sein? Er tat mir leid.

„Weißt du, wir könnten ja ein Begnadigungsgesuch abfassen.“

Vom Gericht wollte er nichts wissen. Endlich hatte er gefunden, was ihm helfen konnte: ein Gesuch an den Kaiser. Er erklärte mir, wie er es sich dachte.

„Ein Soldat, den die Schwarzen halb abgeschlachtet haben, sollte nicht entehrt werden.“

„So geht das nicht. Du mußt hübsch bescheiden mit Untertänigkeit anfangen, und versichern, daß du in Verwirrung und plötzlicher Umnachtung gehandelt hast, aber willens bist, weiterhin nach Kräften usw. Oder schreib, du könntest nicht eher ruhig sterben, als bis der oberste Kriegsherr dir verziehen hätte.“

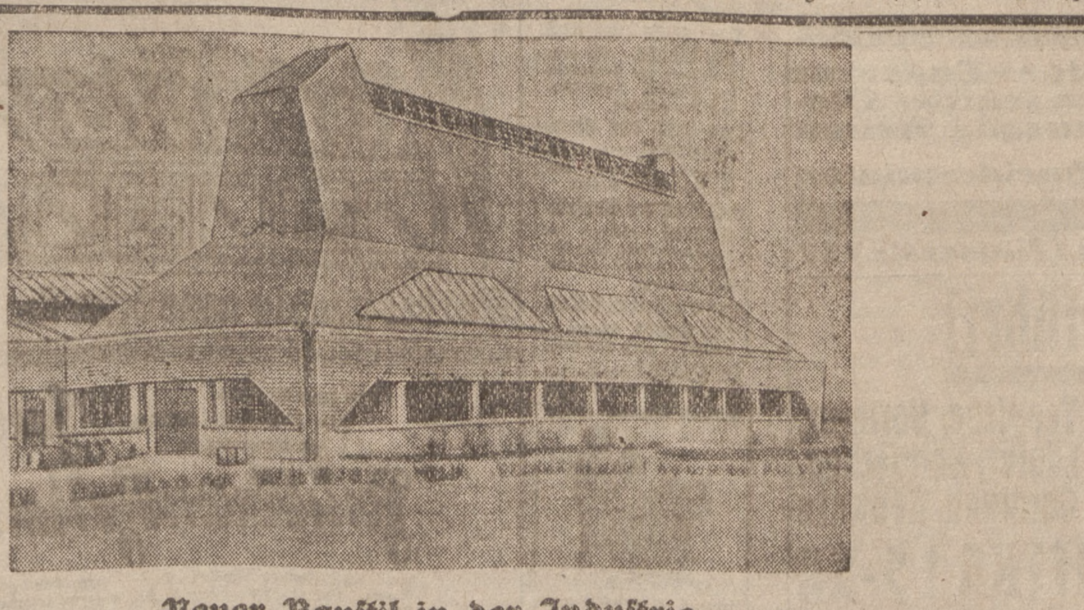
Der ganze Saal beteiligte sich an dem Wortlaut des Gesuches. Ein Brief direkt an Seine Majestät . . . Schließlich hatten wir ein Klagelied fertig, das einen Stein hätte erweichen müssen. Die Aerzte schrieben ein Attest, Sabielski sei kaum noch vier Wochen am Leben zu erhalten. Wir waren alle aufs höchste gespannt, wie es ausgehen würde.

Aber noch ehe Antwort kommen konnte, starb Sabielski. Er starb schnell und ohne Widerworte. Sanft und friedlich sah er im Tode aus. Der versiegelte Brief des Kabinetts-Chef, der (mit ablehnendem Bescheid) später eintraf, hatte nichts mehr auf sich.

Sterne, die wir niemals sehen

Unser Auge, vielleicht das wunderbarste Organ unseres Körpers, ist nicht so vollkommen gebaut, wie wir meist denken. Das Auge der Katze ist beispielsweise viel empfindlicher. Der Falke erspäht eine kleine Maus auf eine Entfernung, wo für unsere Augen alle Einzelheiten verschwinden. Sein Auge muß also schärfer sein. Wir können aber trotzdem mit unseren Augen zufrieden sein. „Jedes Organ paßt sich dem Gebrauch an,“ sagt die Wissenschaft. Wir haben es nicht nötig, eine Maus aus großer Höhe zu erkennen. Es gibt aber auch Dinge in der Welt, die wir mit unseren Augen nie sehen können, und wenn wir Feldstecher und Fernrohre benützen. Um dies zu erklären, müssen wir uns erst damit vertraut machen, was „Sehen“ eigentlich ist. Stellen wir uns erst eine brennende Kerze vor. Wir „sehen“ sie leuchten. Was bedeutet das? Von der Leuchtquelle gehen Wellen eines unsichtbaren Stoffes (Aethers) aus, die unsere Augennerven erregen und die Empfindung Licht hervorrufen. Lichtwellen schwingen sehr rasch auf und ab, viele billionenmal in einer Sekunde. Treffen 360 Billionen Schwingungen unser Auge, so sagen wir: „Ich sehe rot.“ Bei 490 Billionen in einer Sekunde empfinden wir „orange“. Gehen die Schwingungen noch rascher, werden die einzelnen Wellen also noch kürzer, so nennt der Mensch diese Eindrücke gelb, grün, blau und violett. Wenn alle die verschiedenen Aetherwellen gleichzeitig in das Auge fallen, so sagt der Mensch: „Ich sehe weiß.“ Violett entspricht einer Schwingung von 960 Billionen, rot einer von 360 Billionen in der Sekunde.

Farben, deren Schwingungen über oder unter diesen Zahlen liegen, können wir nicht sehen. Treffen diese Schwingungen auf unser Auge, wird es nicht erregt, wir empfinden dunkel. Ultrarote und ultraviolette Strahlen, so nennt man diese, können wir nicht wahrnehmen. Durch scharfsinnige Untersuchungsmethoden kann man aber nachweisen, daß hier tatsächlich noch „Licht“ vorhanden ist. Nur reagieren unsere Augen anscheinend nicht auf diese Schwingungen. Es gibt aber Tiere, deren Auge anscheinend dieses Licht noch wahrnimmt, so z. B. die Ameisen. Als die Astronomen daran gingen, den Himmel zu photographieren, entdeckten sie auf einmal Gebilde, die sie vorher auch mit den besten Fernrohren nie gesehen hatten. Als man die Sache näher untersuchte, zeigte sich, daß diese Himmelskörper ultraviolettes und ultrarotes Licht ausstrahlen, das unsere Augen nicht wahrnehmen, das aber auf die photographische Platte wirkt. Das bekannteste derartige Gebilde ist der Nordamerikanebel. Man hat ihn so genannt, weil seine Gestalt lebhaft an die Umrisse von Nordamerika erinnert. Der Nebel ist ziemlich groß, aber trotzdem können wir ihn nie sehen, außer auf einer Photographie.



Neuer Baustil in der Industrie
Ein neues Fabrikgebäude von eigenartiger Bauform hat eine Hutfabrik in Luckenwalde in Betrieb genommen.

Verantwortlich für den gesamten redaktionellen Teil. Johann Kowoll, wohnhaft in Katowice; für den Inseratenteil: Anton Rzytki, wohnhaft in Katowice. Verlag und Druck: „Vita“, nakład drukarski, Sp. z ogr. odp., Katowice, Kościuszki 29.

Was der Rundfunk bringt.

Kattowitz — Welle 408,7.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus der Kathedrale von Wilna. 15: Vorträge. 16: Konzert. 17,20: Vortrag, Konzert, Berichte 20: Literaturstunde. 20,30: Abendkonzert. 21,10: Literarische Veranstaltung. Danach die Abendnachrichten und Tanzmusik.

Montag. 12,05: Schallplattenkonzert. 17,15: Vortrag. 17,45: Orgelkonzert. 19,05: Vorträge. 20,30: Abendkonzert, anschließend die Abendberichte und Vortrag in englischer Sprache.

Warschau — Welle 1411.

Sonntag. 10,15: Uebertragung aus Wilna. 11,58: Die Mittagsberichte. 12,15: Vorträge. 16,20: Schallplattenkonzert. 17,40: Orchesterkonzert. 19: Verschiedene Vorträge. 20,30: Volkstümliches Abendkonzert. Anschl. die Abendnachrichten und Tanzmusik.

Montag. 12,05: Schallplattenkonzert. 16,15: Kinderstunde. 17,15: Französisch. 17,45: Unterhaltungskonzert. 19,25: Schallplattenmusik. 19,58: Vorträge. 20,30: Abendkonzert, danach die Abendberichte und Tanzmusik.

Gleiwitz Welle 253. Breslau Welle 325.

Sonntag, den 10. November. 8,45: Morgenkonzert auf Schallplatten. 9,15: Uebertragung des Glockengeläuts der Christuskirche. 9,30: Fortsetzung des Morgenkonzerts. 11: Kath. Morgenfeier. 12: Konzert auf zwei Harfen. 14: Zehn Minuten für den Kleingärtner. 14.10: Sport. 14,35: Schachfunk. 15: Stunde des Landwirts. 15.25: Nachmittagsunterhaltung. 15,50: Uebertragung aus Gleiwitz: Violinkonzert. 16,45: Uebertragung aus Gleiwitz: Stunde der Zeitschrift „Der Oberschlesier. 17,10: Musikalische Autorenstunde. 18: Der Arbeitsmann erzählt. 18,25: Zweite Besetzung. 18,50: Für die Landwirtschaft. 18,50: Walzer. 20: Wiederholung der Wettervorhersage. 20: Der Dichter als Stimme der Zeit. 20,30: Zwei Jahrhunderte feiern Schiller. 22: Die Abendberichte. 22.15: Uebertragung aus der Sportarena in der Jahrhunderthalle: Stunden-Mannschaftsfahren. 22,50—24: Uebertragung aus Berlin: Tanzmusik.

Montag, 11. November. 9,30 Uebertragung aus Gleiwitz: Schulfunk. 16: Spanien. 17,30: Musikstunde für Kinder. 18,15: Berichte über Kunst und Literatur. 18,40: Hans Bredow-Schule: Philosophie. 19,05: Für die Landwirtschaft. 19,05: Deutsche Kleinmeister des 17. und 18. Jahrhunderts. 20,05: Handelslehre. 20,30: Der Dichter als Stimme der Zeit. 21: Cellokonzert. 22,10: Die Abendberichte. 22,30: Uebertragung aus Berlin: Funk-Tanzunterricht. 23: Funktechnischer Briefkasten. Beantwortung funktechnischer Anfragen.

Mitteilungen des Bundes für Arbeiterbildung

Königshütte. Am Mittwoch, den 13. d. Mts., abends 7½ Uhr, Vortrag. Frau Boidol spricht anhand von Lichtbildern über „Heimgestaltung". Wir bitten insbesondere unsere Frauen, an diesem Abend zu erscheinen.



Viktoria Zoubkoff ernstlich erkrankt

Frau Zoubkoff, eine Schwester des früheren Kaisers, mußte wegen schwerer Lungenerkrankung in ein Krankenhaus in Bonn gebracht werden. (Bekanntlich hat Frau Zoubkoff, die wir mit ihrem Gatten zeigen, vor wenigen Tagen die Scheidungsklage eingereicht.)

Versammlungskalender

Bergbauindustriearbeiterverband.

Versammlungen am Sonntag, den 10. November 1929.

Neudorf. Vormittags 10 Uhr bei Goretzky. Ref. Nietsch.
Königshütte. Vormittags 10 Uhr, Dom Ludowy. Referent zur Stelle.
Lipine. Nachmittags 3 Uhr, bei Machon. Ref. Nietsch.
Michalkowitz. Nachmittags 4 Uhr bei Benke. Ref. z. Stelle.

Achtung, Naturfreunde!

Alle Delegierten zur Gauhauptversammlung nach Bielitz, sowie Mitglieder des Hüttenbauausschusses, treffen sich am Sonntag, den 10. November, früh 6 Uhr am Bahnhof 3. Klasse in Kattowitz zur gemeinsamen Abfahrt.

Die Gauleitung.

Programm der D. S. J. P. Königshütte.

Sonntag, den 10. November: Heimabend.
Montag, den 11. November: Leseprobe.
Dienstag, den 12. November: Bühnenprobe.
Mittwoch, den 13. November: Vortrag B. f. Arb.-Bildung.
Donnerstag, den 14. November: Leseprobe.
Freitag, den 15. November: Bühnenprobe.
Sonnabend, d. 16. November: Zusammenkunft Rote Falken.
Sonntag, den 17. November: Heimabend.

Kattowitz. (Revolutionsfeier.) Am Sonnabend, den 9. November, findet abends um 7 Uhr, im Zentralhotel eine Revolutionsfeier für die Kinderfreunde und Arbeiterjugend statt, zu der alle Partei- und Gewerkschaftsmitglieder ebenfalls freundlichst eingeladen sind. Referent: Genosse Kowoll.

Kattowitz. (Holzarbeiter.) Am Donnerstag, den 14. November, abends 7 Uhr, im Zentralhotel Mitgliederversammlung. Wichtige Tagesordnung. Bestimmtes Erscheinen Aller ist Pflicht.

Bismarckhütte. Am Sonnabend, den 9. November, abends 18 Uhr, findet im bekannten Lokal eine Sitzung des Wahlkomitees der Sozialistischen Einheitsliste statt. Interessenten können beiwohnen.

Bismarckhütte. (Maschinisten u. Heizer.) Am Dienstag, den 12. November, nachmittags 4 Uhr, findet bei Brzezina die fällige Mitgliederversammlung statt. Ref.: Bezirksleiter Sowa.

Schwientochlowitz. (Maschinisten u. Heizer.) Am Sonntag, den 17. d. Mts., vormittags 10 Uhr, findet bei Scholtyssek, Langestraße 17, eine Mitgliederversammlung statt. Kollegen, erscheint vollzählig!

Königshütte. (Achtung, Freie Turner.) Am Sonnabend, den 9. November, abends 7 Uhr, findet im Volkshaus die fällige Monatssitzung statt. Da die Tagesordnung wichtige Punkte umfaßt, ist pünktliches und vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder erwünscht.

Königshütte. (Achtung, Volkschor!) Die nach Nikolai fahrenden Sänger und Sängerinnen fahren erst 3,50 Uhr von Kattowitz ab. Probe in Nikolai ½5 Uhr in der Deutschen Privatschule.

Lipine. (D. S. A. P. u. Arbeiterwohlfahrt.) Am Dienstag, den 12. November, nachmittags 6 Uhr, findet bei Machon eine sehr wichtige Mitgliederversammlung statt. Referent: Genosse Kowoll.

Zawodzie. (Bergarbeiter.) Am Sonntag, den 10. November, vormittags 9½ Uhr, findet bei Muschiol (Posch) unsere Mitgliederversammlung statt. Anschließend findet die Parteiversammlung statt, in der Genosse Kowoll über die Kommunalwahlen referieren wird.

Rosdzin-Schoppinitz. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 10. November, vormittags 9½ Uhr, findet im Lokal Domszol eine Mitgliederversammlung unserer Partei statt. „Stellungnahme zu den Kommunalwahlen" steht auf der Tagesordnung. Als Referent erscheint Genosse Matzke. Alle Parteigenossen, Genossinnen und Gewerkschaftler sind freundlichst eingeladen.

Myslowitz. (Gründung eines Zitherklubs.) Am Sonntag, den 10. d. Mts., findet im bekannten Lokal die Gründung eines Zitherklubs statt, unter der Leitung des Genossen Wolff. Interessenten herzlich willkommen.

Myslowitz. (Arbeitergesangverein.) Die für morgen, Sonntag, angesetzte Probe muß wegen Verhinderung des Dirigenten, durch das Nikolaier Konzert, ausfallen.

Janow. (Freidenker.) Am Sonntag, den 10. d. Mts., findet bei Herrn Wyglenda in Janow eine Mitgliederversammlung der Freidenker der Ortsgruppe Janow statt. Um vollzähliges Erscheinen der Mitglieder wird dringend ersucht.

Michalkowitz. Am Sonntag, den 10. November, um 3½ Uhr nachmittags, findet im Lokal Benke eine Mitgliederversammlung der D. S. A. P. und „Arbeiterwohlfahrt" statt. Referent: Gen. Kowoll. Vollzähliges Erscheinen aller Mitglieder erwünscht.

Wielkie Piekary. (D. S. A. P.) Am Sonntag, den 10. November, nachmittags 3½ Uhr, findet im Restaurant Luppa unsere Mitgliederversammlung statt, zu der wir alle Genossen und Genossinnen einladen. Freunde unserer Bewegung sind als Gäste willkommen. Referent: Genosse Raiwa.

Werbet ständig neue Leser für den Volkswille!